



Berlin, den 27. Juni 1905.

Das Volkslied.

Breslau.

Nürstenzimmer des Hauptbahnhofes. Sechzehn Arbeiter im Bratenroch. Sie kamen, um dem Deutschen Kaiser zu danken, und ihr Sprecher hat seine Rede gut gelernt. Er bringt, im Namen der Kameraden, „ehrfurchtvolles Dank“ und „unterthänigste Huldigung“; „tief empfundenen Dank für das in der essener Rede den deutschen Arbeitern geschenkte Vertrauen“; das Gelöbniß „unentwegter Treue“ und die Bitte: „Gott möge Eure Majestät segnen und schützen immerdar!“ Fromme Christen also und zuverlässige Monarchisten. In Essen hatte der Kaiser gesagt, ein im „Vorwärts“ über angeblich homosexuelle Neigungen Krupps veröffentlichter Artikel sei „eine That, so niederträchtig und gemein, daß sie Aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröthe auf die Wange treiben mußte über die unserem ganzen Volk angethane Schmach.“ Für die „Schandthat“ hatte er die ganze sozialdemokratische Partei verantwortlich gemacht, deren Anhänger nicht mehr würdig seien, sich Deutsche zu nennen, und den Arbeitern zugerufen: „Wer nicht das Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt moralisch gewissermaßen die Mitschuld (an einem Mord) auf sein Haupt.“ Diese Worte waren vor ein paar Tagen gesprochen: und schon naheten schlichte Männer aus der Werkstatt und dankten dem Kaiser. Der war „von freudiger Befriedigung erfüllt“, weil „die Arbeiter Breslaus sich entschlossen haben, zu ihrem König und Landesvater zu kommen“, und sprach zu den sechzehn frommen Christen und zuverlässigen Monarchisten:

„Jahre lang habt Ihr und Eure Brüder Euch durch Agitatoren der Sozialisten in dem Wahn erhalten lassen, daß, wenn Ihr nicht dieser Partei angehörtet oder Euch zu ihr bekenntet, Ihr für nichts geachtet und nicht in der Lage sein würdet, Euren berechtigten Interessen Gehör zu verschaffen zur Verbesserung Eurer Lage. Das ist eine grobe Lüge, ein schwerer Irrthum. Statt Euch objektiv zu vertreten, versuchten die Agitatoren, Euch aufzuheizen gegen Eure Arbeitgeber, gegen die anderen Stände, gegen Thron und Altar, und haben Euch zugleich auf das Rücksichtsloseste ausgebeutet, terrorisirt und geknechtet, um ihre Macht zu stärken. Und wozu wurde diese Macht gebraucht? Nicht zur Förderung Eures Wohles, sondern, um Haß zu säen zwischen den Klassen, und zur Ausstreuung feiger Verleumdungen, denen nichts heilig geblieben ist und die sich schließlich an dem Hehrsten vergriffen, was wir hienieden besitzen: an der deutschen Mannesehre! Mit solchen Menschen könnt und dürft Ihr als ehrliebende Männer nichts mehr zu thun haben, nicht mehr von ihnen Euch leiten lassen!“ Ein grauer Dezembertag. Der Bahnhof war mit grünen Gewinden, Fahnen und Treibhauspflanzen gepuzt. Als der Kaiser abgereist war, hörten wir Einiges über die Genesis der „erhebenden Kundgebung“. Acht Breslauer Fabrikanten, die für die Wahrung eines berechtigten Klasseninteresses die Konjunktur günstig wähten, hatten ihre Arbeiter gefragt, ob sie Einwände gegen den Plan hätten, dem Kaiser, der auf einer Jagdreise durch Schlesiens Hauptstadt kam, eine Deputation auf den Bahnhof zu schicken. Der Winter war hart, der Betrieb in den Tagen arger Industrienoth überall eingeschränkt: nur ein kleiner Theil der Befragten weigerte seine Zustimmung. Unter den älteren, auskömmlich bezahlten Arbeitern giebt es noch immer ja auch einzelne, die der Weltanschauung der Schulze, Dunder, Hirsch nicht entwachsen; und diesmal war der Sprecher wenigstens nicht, wie einst bei den westfälischen Bergarbeitern und später bei den tegernseer Theaterspielern, ein Sozialdemokrat, sondern ein brav freisinniger Federschmied. Im Feiertagskleid führte er seine fünfzehn Mann ins Fürstenzimmer. Und der Kaiser war glücklich, weil „die Arbeiter Breslaus sich entschlossen haben, zu ihrem König und Landesvater zu kommen“. Hundert Zeitungen stärkten ihn in diesem Glauben. Hundert Ausschnitte wurden ihm vorgelegt und er las, nun müsse Alles sich, Alles wenden. Längst habe die Sozialdemokratie ihren Höhepunkt überschritten; von dem tödtlichen Kaiserstreich werde sie sich nie wieder erholen. Aus allen Industriebezirken kamen Dankdepeschen und Jubelrufe an Wilhelm den Zweiten. Das Volk huldigte ihm, das ganze, vom drückenden Nachtalben befreite, dankbare Volk. Was thats, daß die rothe Rotte der waterlandlosen

Gefellen laut knirschte und ihre besten Männer im Reichstag gegen die Scheltreden protestiren ließ? Damit war nur bewiesen, daß der Hieb gefessen hatte. Herrlich, daß gerade noch vor dem Beginn des Wahlkampfes aus solchem Munde das erlösende Wort gesprochen war!.. Da fiel plötzlich ein Keis in die Frühlingsträume. Ueber die Umstände, die Krupps Ende herbeigeführt oder doch beschleunigt hatten, wurde Allerlei bekannt. Man erfuhr, daß der Kanonenkönig an hohen Stellen schlimmen Wandels beschuldigt und hinreichend verdächtig gefunden worden war, ehe ein sozialdemokratisches Blatt über den Capresenklatsch eine Sterbenssilbe veröffentlicht hatte. Das gegen den „Vorwärts“ eingeleitete Strafverfahren wurde eingestellt und der Artikel, der, nach des Kaisers Urtheil, „Aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröthe auf die Wange treiben mußte über die unserem ganzen Volk angethane Schmach“, konnte auf allen Straßen wieder verkauft werden. Das gab eine Ueberraschung. Doch die Patrioten faßten sich schnell. Ein formaler Fehler im Strafantrag, nichts weiter; die Sozialdemokratie bleibt dennoch gerichtet und Ihr werdet vor dem Johannistag sehen, daß sie im Volk den Boden verloren hat. „Im Volk.“ Wie das Volk denkt, was es sinnt und trachtet, hatte der Dezember mit seinen erhebenden Kundgebungen ja deutlich gelehrt. „Im Volk werden die Reden des Kaisers nicht mißverstanden“: also sprach im Reichstag der Kanzler, Oberst Graf Bernhard von Bülow.

Sechs Monde gingen. Ein neuer Reichstag wurde gewählt. Keine Fahnen heute, kein Straßenpuß. In Breslau stimmte eine ungeheure Mehrheit für die Sozialdemokraten. In Essen wurden achtzehntausend, im essener Revier fünfzigtausend Stimmen mehr als bei der vorigen Wahl für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben, — für den Vertreter der Partei, von der Wilhelm der Zweite gesagt hatte: „Mit solchen Menschen könnt und dürft Ihr als ehrliebende Männer nichts mehr zu thun haben, nicht mehr von ihnen Euch leiten lassen.“ Als die Zettel gezählt, die Niesenziffern verkündet waren, schaarte sichs unter nächtigem Himmel zu dichten Haufen. Sieg! In Berlin, Hamburg, Dresden, Bremen, Kiel, Lübeck, in allen Industriestädten, in Nord und Süd: überall Sieg. Fünfzig Mandate gleich in der Hauptwahl erstritten. Vierundfünfzig. Achtundfünfzig. Und in hundert- undzwanzig Kreisen sind unsere Genossen in die Stichwahl gekommen. „Wir sind der Staat, wir hämmern jung...“ „Es wächst auf Erden Brot genug...“ „Wir wandeln fort die Bahn, die uns geführt lassalle.“ Dann gehts in Gruppen heimwärts; und der von der Sensation des Abends erschöpft Bürger hört ein Geseumm, hört Worte und Töne des Arbeiterliebes:

Es stand meine Wiege in niedrigem Daus,
 Die Sorgen, die gingen drin ein und drin aus.
 Und weil meinem Herzen der Hochmuth blieb fern,
 Drum bin ich auch immer beim Volke so gern.
 Und guckt die Sorge auch mal durch die Scheiben:
 Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben.

Wiesbaden.

Vom Wilhelmsplatz bis zum Kochbrunnen, weiter noch, bis an den Eingang ins Nerothal flattern Fahnen, winken vom Sims, von Dächern und Pfeilern Laubgewinde und Blumenketten herab. Gepuzte Sommerpracht. Kein Fiertagsgewand könnte die Reize der Thermenstadt zu höherer Geltung bringen als das grüne, mit tau'end Blüthenfarben bestickte Kleid, das ihr der Brachmonat anthat; nun ähnelt sie einem Pfauenweibchen Zuloagas, das die Pfirsichhaut mit Reismehl tüncht, das dunkle Gitanenhaupt und den graziilen Leib mit billigem Trödelstand behängt. An der Neuen Kolonnade ragt das Schauspielhaus in weißlich glühendes Gewölk. Unter einem grünen Baldachin schreiten und fahren die Zugelassenen bis an die Pforte; das künstliche Gerank birgt ihnen den Sommerhimmel. Sie treten ein. Rosen und „Flieder“ (wie ngisiridanoesf jwmiegen jay von der Lede her auß Gledäuf; Holzwerk und Stuck sind in frisches Grün und Kunstblumen (natürliche würden in der Hitze allzu rasch welken) gehüllt, künstlicherzeugter Fliederduft durch) zieht den Saal und alle Ränge und Logen sind mit Preußenfähnchen geschmückt. Der Blumenhain einer Theatersee aus Vorussenland. Herolde in altdeutscher Tracht blasen Fanfaren. Schwere Stoffe rauschen, edles Gestein blizt auf, ein Summen und Klirren, ein Reigen und Beugen: und Alles ist still. Am Ocean ringt Mezia stehend die Hände; Armida lockt Rinaldo aus der Kreuzfahrerpflucht in den türkischen Garten; George Brown ruft in munterer Lieutenantslaune das holde Gespenst von Koemel zu galantem Spiel; Vasco da Gama schlingt den siechen Arm um sein braunes Liebchen. Die Schatten der Wieland und Burns, der Tasso und Camoens huschen durchs Gedächtniß. Von der Merowingersage fährt der Weg uns ans Heilige Grab, vom schottischen Spülland in den Legendenkreis der Lusitaden. Und wenn das Bühnenbild unserm Auge entschwindet und der Schaupaal sich wieder erhellt, riechen wir Flieder, sehen Kunstblumen, frisches Grün und schwarzweiße Fähnchen.

Kaiserfestspiele. Ringsum sind Straßen und Plätze gesperrt.

Auf dem Neroberg stehen Zwei. Unten entschlummert die Stadt.
 „Das war nun der vierte Abend. Um keinen Preis möchte ich einen fünften

erleben. Und im nächsten Jahr fliehe ich vor dem Fest in den Taunus. Alles, was von Natur und Kultur in mir lebt, bäumt sich gegen den falschen, fälschenden Prunk. Wahrlich: unsere besten Männer haben vergebens gelebt. Als Wagner vor dreißig Jahren über sein bayreuther Festspielhaus berichtete, sprach er mit Stolz davon, daß „nur das allerdürftigste Material“ verwandt und „eine völlige Schmucklosigkeit“ erreicht worden sei. Hier pugt man den Raum mit Papierblumen und Preußenwimpeln, gaukelt uns einen Märchengarten vor, thut alles irgend Erdenkliche, um das Auge, das Kunst schauen sollte, abzulenken, und muß, um die Zerstreuten doch zu kurzer Sammlung zu zwingen, auf den Brettern den Pomp ins Unerträglichste steigern. Elektrisches Licht und künstliche Rosen: Phantasie, das scheue Seelchen, entflattert uns schauernd. Zur Aufführung werden nur Werke gewählt, die ein blendendes Aufgebot syenischen Plunders erlauben. Da gräbt man die ‚Afrikanerin‘ aus, den widrigsten Wechselbals meyerbeerischer Spekulantenaune. Natürlich: die Rathsversammlung, das Schiff, tropische Landschaften; Maler, Maschinenmeister, Postapezireur können hier nach Herzenslust schwelgen. Da setzt man Boieldieus Hochländern Koskoperrücken auf und macht aus dem Balladengeständel ein parfümirtes Schäferspiel. Und jedes Werk, das edelste wie das gemeinste, wird plumpen Handwerkerhäuten ausgeliefert. Neue Texte, neue Musik. Ein tüchtiger Berschmied und ein Dugendkapellmeister entstellen, verstümmeln uns Gluck und Weber: und keine Künstlerchaar, keine Kunstwächtergilde wagt wider solchen Gräuel ein lautes Wort. In keinem anderen Lande nähme das Publikum Aehnliches ohne heftigen Widerspruch hin. ‚Oberon‘ und ‚Armida‘, zwei Kronjuwelen deutscher Poesie, sind kaum noch zu erkennen. Und für solche Thaten werden die Herren Hülsen, Lauff, Schlar obendrein noch gelobt, — von Leuten gelobt, die sich, ohne zu erröthen, Kunstkritiker nennen. Blättere in den Büchern alter und neuer Theatergeschichte, hellenischer oder gallischer: schwerere Sünde wird Dein Blick auf den berüchtigsten Seiten nicht finden. Und so florirt der deutsche Geist seinem . . .“

„Den laß aus dem Spiel, Liebster; und übertreibe die Rednerei nicht gar so fürchterlich. Die Hunderte, Tausende meinerwegen, die hierher kommen, wie nach Monto Carlo zum Karneval, nach Hamburg zum Derby, nach Kiel zur Regatta, sind nicht die Wahrer deutschen Geistes und deutscher Kunst. Gluck und Weber würden schändlicheren Unfug überleben. Und dem Volk ist die Schaustätte dieser Festspiele abgesperrt. Kennst Du Nekrassows Gedicht ‚Vor der Ehrenpforte‘? In Rauschstunden des Slaventaumels strömt die Menge herbei. . .! Wo Du nicht seufzen hörst, wimmelt kein Volk.“

Frankfurt.

Fahnen, Guirlanden, Teppiche. Der Schmuck ist hier üppiger als in der Stadt der Staatspensionäre. Zwischen weißen Obelisken mit Goldstuck eine Feststraße für den Kaiser, der täglich mit Frau und Kindern aus dem Taunusschloß herüberkommt. Morgens und nachmittags hört er am Main Männerchöre, abends am Kochbrunnen Paradeopern; in Frankfurt Hegar, Brambach, Mesner, Kienzl, in Wiesbaden Weber, Boieldieu, Gluck, Meyerbeer. Vierunddreißig Männergesangvereine kämpfen um eine Goldkette, den vor acht Jahren vom Kaiser gestifteten Wanderpreis. Jeder Verein darf einen selbst gewählten, muß einen sechs Wochen vorher von der Jury bestimmten Chor singen; dann folgt ein engerer Wettbewerb: die als die leistungsfähigsten erkannten Vereine müssen einen Chor vortragen, zu dessen Einübung ihnen nur eine Stunde Zeit gelassen ist. Kein Konzert also, geladenen Gästen zur Kurzweil, sondern eine Schlußprüfung, die lehren soll, welche Sängerschaft nach vierjährigem Kursus schwierige Aufgaben am Besten und Schnellsten bewältigen kann. Neun Sachverständige sollen mit Stimmenmehrheit entscheiden. Der Kaiser sitzt als Patron, nicht als Examinator in seinerloge. Weil er morgens von Wiesbaden kommt und nachmittags zurückfährt, ist der wichtigste Theil der Stadt fast den ganzen Tag abgesperrt. Auf weiten Umwegen durch Seitengäßchen muß der Fremde das Ziel seiner Wünsche suchen. Wer auf den Bahnhof will, mag sich wahren: auf eine Stunde Verspätung muß er mindestens rechnen. Ausländer, die nicht daran dachten, ihren Paß mitzubringen, werden von der Polizei sanft oder unsanft ermahnt, schleunig aus dem Reichbild der Ostfrankenhauptstadt zu schwinden. Die progt nun in Gala. Sammet und Seide, Brillanten und Perlen, stucco di lustro und buntes Licht... Ein Volksfest.

Nach dem ersten Wettlingen fuhr der Kaiser mit Familie, Gästen, Gefolge über den Paulsplatz vors neue Rathhaus. „Durch jubelnde Menschenpalriere“, stand in der Zeitung. Schulkinder in Festgewanden. Die Geistlichkeit mit der Kirchenfahne. Glockengeläut. Vom Thurm herab tönten Fanfaren; die Bläser als altfrankfurter Stadtmusikanten ver mummt. (Wie ziehen künftig wohl Deutschlands siegreiche Feldherren in deutsche Städte ein?) Natürlich darf auch das Rathhaus sich nicht im Alltagskleid zeigen. „Der Bürgersaal war mit Gobelins und Festons reich geschmückt“. In diesem Saal spricht der Kaiser. „Spontan, ein Ausbruch herzlicher Gefühle, war der gestrige Empfang; ein Beweis dafür, wie gut es Frankfurt unter der preußischen Krone gegangen ist.“ (Der König von Preußen sagt's, der Gast, nicht der Wirth, das Haupt der frankfurter Bürger.) „Noch bewegte die Brust Frankfurts ein Wunsch,

dem ich gern Folge geben werde. Es ist schon lange der Wunsch, daß die Zusammengehörigkeit der Stadt mit ihrer Garnison durch ein äußeres Band auch in der Heeresgeschichte sich kennzeichnen möge. Und diesem Wunsch der frankfurter Patrizier entgegenkommend, habe ich befohlen, daß vom heutigen Tage an das zweite hessische Artillerieregiment Nr. 63 ‚Frankfurt‘ heißen soll. Nur, wer seine Geschichte pflegt, wer seine Traditionen hochhält, kann in der Welt Etwas werden“. Siebenunddreißig Jahre vorher hatte, auch an einem Junitag, die Freie Stadt Frankfurt gegen Preußen für Oesterreich gestimmt und mit ihrem Kontingent das Bundesheer verstärkt. Mit preussischer Tradition hatte erst Vogel von Falckenstein, dann Manteuffel sie bekannt gemacht; und noch lange wurde die Pickelhaube am Main gehakt. Und jetzt „bewegt die Brust Frankfurts der Wunsch“, einem preussischen Artillerieregiment den Stadtnamen verliehen zu sehen. Eine militär-moralische Eroberung.

Zwei Tage noch währte der Sängerkrieg. Und der Kaiser hielt aus, kam sehr oft in die Preisrichterloge und erzählte den zum Urtheil Berufenen, wie die Vorträge auf ihn gewirkt hatten. „Er zeigte sich heiter, ungezwungen, humorvoll, aber sehr ablehnend.“ Nach einem Meerliede der Kölner: „Nun hören Sie diese Komposition! Die Menschen singen fünfundsechzigmal ‚Geschwinde‘, zweiundsiebenzigmal ‚Aus Land‘, — und Das nennt der Komponist eine Seefahrt!“ Nach einem anderen Chor: „Die Unglücksmenschen haben an jedem richtigen Ton vorbeigesungen!“ Als das Programm abermals einen Chor des bonner Komponisten Brambach ankündete: „Gott Strambach! Wieder einer von Brambach!“ Nach dem von der Jury gewählten Preischor: „Sehen Sie sich doch die Menschenkinder an! Die werden ja braun und blau im Gesicht; ich habe es durch mein Glas gesehen. Die Chöre sind auch viel zu schwer. Ich werde das Komponiren im Deutschen Reich auf zehn Jahre verbieten.“ Während die Potsdamer sangen: „Da singt mein Schneider mit! Passen Sie mal auf: da steht er!“ Beim Vortrag eines rheinischen Vereins: „Sehen Sie mal: da singen vier Friseur und zwei Photographen mit. Das interessirt mich besonders.“ Die Preisrichter lauschten andächtig solchen Scherzen; nicht minder andächtig gewiß aber auch den Männerchören. Sie sollen sich königlich über die kaiserlichen Glossen gefreut haben, die das Wett-singen begleiteten. Keiner hat geklagt. Keinem wurde die Nichterruhe gestört, die Aufnahmefähigkeit geschmälert.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splitttern.

Gieb sie dem Kanzler, den Du haßt,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Nicht jeder Sänger denkt goethisch, nicht jeder spricht zum König: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.“ In Frankfurt ging's jetzt um die Kette. Der berliner Lehrergesangsverein trug sie heim. Die Kölner hatten schönere Stimmen, die Berliner aber die straffere Disziplin und wohl auch — die Hauptsache — den tüchtigeren Dirigenten. Der Kaiser winkt, der Bage lief; wirklich: bei diesem Volksfest gab es Bagen, Herolde und ähnlichen Mummenschanz. Die Frau des Kaisers vertheilte mit eigener Hand die Preise; der erste zierte nun die Brust des berliner Vereinsvorsitzenden, nicht des Dirigenten, der seiner Mannschaft den Sieg erstritt. Dann kam das Merkwürdigste. Sängermanöverkritik. Die Vereinsvorstände wurden zum Kaiser in die Loge befohlen und erhielten von ihm sehr schlechte Censuren. Zwar habe es an Eifer und Fleiß nicht gefehlt und manche Leistung habe lauten Beifall verdient, aber man habe sich allgemein zu schwere Aufgaben gestellt. Die Vereine seien sämmtlich auf falschem Wege. „Der Männergesangsverein soll das Volkslied pflegen.“ Warum sang man nicht: „Wer hat Dich, Du schöner Wald“, „Ich hatt' einen Kameraden“ oder „Es zogen drei Burschen“? „Diese Kompositionen sind außerordentlich werthvoll für die Ausbildung der Technik. Hegar und Brambach mangelt es zu sehr an Melodik. Auch komponiren die Herren Texte, die etwas lang sind. Es wird Ihnen vielleicht interessant sein, zu hören, daß fast zwei Drittel aller Vereine zu hoch eingesetzt und zum Theil um einen halben, um drei Viertel, einer sogar um fünf Viertel Ton zu hoch geschlossen haben. Deshalb haben ihnen die gewählten Aufgaben selber geschadet. Die Wahl der Chöre werde ich in Zukunft dadurch entsprechender zu gestalten versuchen, daß ich eine Sammlung veranstalten werde sämmtlicher Volkslieder, die in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz geschrieben, gesungen und bekannt sind. Dann werden wir in der Lage sein, aus diesem Kreis Lieder zu suchen, die wir brauchen. Wir sind hier am Rhein und nicht ein einziger Verein hat die ‚Drei Burschen‘ gesungen oder ‚Josachim Hans von Bieten‘ und ‚Fridericus Rex‘. Wir sind hier in Frankfurt und kein einziger hat Kalliwoda gewählt. Wir haben Mendelssohn, Beethoven, Abt; von ihnen ist nichts erklingen. Hiermit ist nun wohl der modernen Komposition genug gethan. Wenn Sie die einfachen, schönen Chöre, wie sie das Volkslied und die Komponisten darbieten, die ich genannt habe, singen, so werden Sie selber Freude haben und weniger Schwierigkeiten und gleich-

zeitig werden Sie das Publikum, das zum Theil aus Fremden besteht, besser mit unserem Volkslied bekannt machen. Sie werden mit dem Volksliede den Patriotismus stärken und damit das allgemeine Band, das Alle umschließen soll. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie möglichst meinen Rathschlägen entsprechen werden. Ich danke Ihnen“ . . . Der Kaiser hat den „Sang an Aegir“ komponirt und Militärkapellen manchmal den Takt geschlagen.

Siebentzig, achtzig Männer hörten die Rägerebe; sachverständige Männer, die sich Monate lang für das Dreitagewerk geplagt hatten. Sicher trat Einer vor, beugte zur Ehrerbietung das Haupt und sprach: „Wir sind hier in Frankfurt, in der Heimath des Dichters, der gesagt hat: ‚Man erkennt Niemand an als Den, der uns nützt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältnisse.‘ Auch als Kunstrichter wollen wir unseren Fürsten gern anerkennen, wenn er uns nützt. Wir kamen zum Wettstreit, den namhafte Könner und Kenner entscheiden sollten, und waren nicht darauf gefaßt, aus des Kaisers Munde ein Urtheil zu hören, das morgen nun bis an die Grenzen unseres Kulturkreises bekannt sein und den Ruhm unseres Kunstverständes nicht mehren wird. Wir nehmen es hin, wie wir müssen, appelliren aber an eine höhere Instanz. Den Weg, den wir einschlugen, wiesen uns Fachmänner, deren erprobter Leitung wir uns anvertraut haben. Die Lieder vom schönen Wald, vom guten Kameraden, von den drei Burschen können auch wir singen, haben wir Alle tausendmal gesungen; als außerordentlich werthvoll für die Ausbildung der Technil gelten sie uns nicht. Und hier hatten wir nicht die Aufgabe, die Hörer mit einfachen, schönen Liedern zu erfreuen, sondern, zu zeigen, wie weit wirs in der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten gebracht haben. Daß unsere Leistung nicht vollkommen ist, wissen wir; ob es nöthig war, vor dem Volk und den Vätern unsere Mängel dick anzukreiden, mag zweifelhaft sein. An wohlfeilen Volksliedersammlungen fehlt es nicht. Schon Goethe plante eine; 1808 veröffentlichte er Gedanken ‚über den Plan einer Liederbibel‘. Da heißt es: ‚Unter Volk verstehen wir gewöhnlich eine ungebildete, bildungsfähige Menge, ganze Nationen, insofern sie auf den ersten Stufen der Kultur stehen, die unteren Volksklassen, Kinder. Für eine solche Menge müßte also das Buch geeignet sein. Und was bedarf diese wohl? Ein Höheres, aber ihrem Zustand Analoges. Was wirkt auf sie? Der tüchtige Gehalt mehr als die Form. Was ist an ihr zu bilden wünschenswerth? Der Charakter, nicht der Geschmack: der letzte muß sich aus dem ersten entwickeln. Keine

Art von Gegenstand dürfte ausgeschlossen sein; auch keine äußere poetische Form dürfte solcher Bibel fehlen. Im Knüttelvers würde die für uns natürlichste und vielleicht die künstlichste in Sonett und Terzinen aufzunehmen sein. Bedenkt man, daß so wenige Nationen überhaupt, besonders keine neuere Anspruch an absolute Originalität machen kann, so braucht sich der Deutsche nicht zu schämen, der seiner Lage nach in den Fall kam, seine Bildung von außen zu erhalten, und besonders, was Poesie betrifft, Gehalt und Form von Fremden genommen hat. Achtzehn Jahre später, als er serbische, lettische und schwedische Lieder anzeigte, schrieb er: ‚Zimmer mehr werden wir in den Stand gesetzt, einzusehen, was Volks- und Nationalpoesie heißen könne; denn eigentlich giebt es nur eine Dichtung: die echte; sie gehört weder dem Volk noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer. Wer sich als wahren Menschen fühlt, wird sie ausüben; sie tritt unter einem einfachen, ja, rohen Volk unwiderstehlich hervor, ist aber auch gebildeten, ja, hochgebildeten Nationen nicht versagt. Unsere wichtigste Bemühung bleibt es daher, zur allgemeinsten Uebersicht zu gelangen, um das poetische Talent in allen Aeußerungen anzuerkennen und es als integranten Teil durch die Geschichte der Menschheit sich durchschlingend zu bemerken.‘ Excellenz Goethe zog also der Volkspoesie die Grenzen nicht gar so eng. Seitdem sind Liederbibeln aller Arten entstanden, spottbillige darunter; und nach dieser Richtung braucht kein Kaiser sich mehr zu bemühen. Die Lieder, die uns empfohlen wurden, kennen wir längst und mußten voraussetzen, daß jeder Verein, selbst die kleinste Liedertafel sie sonder Fehl singen könne. Hier sollte die Kraft sich an schwereren Aufgaben bewähren. Hegar ist in Basel, Brambach in Bonn geboren; warum passen sie weniger ins Rheinstromrevier als Kalliwoda, der Prager, der in Donaueschingen heimisch wurde? Und was sollen wir zu der Zusammenstellung der drei Namen Mendelssohn, Beethoven, Abt sagen? Eine Triasformation: Muschelfalk, Sandstein und Mergel. Beethoven — der wohl eigentlich nicht zu den Volksängern gezählt werden darf — ragt als ein einsamer Riese über den Wandel der Zeiten, der Moden hin. Von Mendelssohn sagte Wagner, Deutschlands größter Tonzauberer seit Beethovens Tagen, bei ihm habe ‚selbst alles formelle Produktionsvermögen aufgehört, wo seine Figuren die Gestalt tiefer und markiger menschlicher Herzensempfindungen anzunehmen bestimmt waren‘. Und Abt ist, wie Kalliwoda, ein sentimentaler Leierkastenmann, hinter dessen Namen Hans von Bülow schon 1859 (in einem Brief an Louis Köhler) den Eklat schrie: ‚Psui Teufel!‘ Kein Künstler hätte die Drei in einem

Athem genannt. Auch der Vorwurf (Vorwurf sollte es ja sein), wir hätten ältere Schätze verschmäht und uns der ‚modernen Komposition‘ zugewandt, ist unhaltbar. Gerade die Modernen, Strauß, Schillings, Humperdinck, Weingartner, Mahler, könnten unsere Wahl mit Fug tadeln. Tadelnswerth scheint sie auch mir; aber nicht wegen schlimmer Modernität: Hegar ist 1841, Brambach 1833 geboren und war Hillers Schüler. In der Stärkung des Patriotismus sehen wir nicht unser Ziel; wiederum halten wirs mit dem größten Frankfurter, der gesagt hat: ‚Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller

ann der Fremde
kennen lernen;
schlich geben wir
eit und Zone des
en sind und den
lima verpflanzt
ir Lehrer, Kauf-
der Frau Wir-
anferem Wesen
nge nie aus dem
Rhein und vom
wer seine Tradi-
ur einheitlichem
ohnen in jedem
der australische
Rio der Kenn-
ben und der Ar-
hts gemeinsam;
b erst recht nicht
Basser ist zu tief,
machen und nach
t allzu verräthe-
he‘. Einfache,
e Kriegernation
feststätte lehrt's.
für. Wir puzen

übrig und bekannt ist, gefördert werden.‘ Unsere alten Sänge k
im Konzertsaal und an Vereinsabenden, nicht im Sportkamp
wer Bercherons sehen will, geht nicht zum Grand Prix. Schlie
noch zu erwägen, daß auch Volkslieder nur in einer bestimmten Z
Fühlens wachsen, daß sie nicht aus dürrem Boden zu stampf
Volksliedcharakter verlieren, wenn sie in ein anderes Gefühlsl
werden oder in geheizten Glashäusern hinkümmern müssen. W
leute, Handwerker empfinden nicht wie die drei Burschen, die be
thin einkehrten; Fredericus Rex ist uns ein verehrter, doch
fremder Held und Zieten kam mit seinen Leibhusaren unserem A
Busch. Denn wir sind aus Sachsen, Hannover, Hessen, vom
Main, haben andere Traditionen als die Altpreußen, und ‚nur
tionen hochhält, kann in der Welt Etwas werden‘. Und ferner: n
Volksbewußtsein kann Volkskunst entkeimen. Heute aber w
modernen Staat zwei Nationen, die einander fremder sind als
dem westfälischen Großkaufmann und die Balkönigin von
platzschönheit von Baden-Baden: die Völker der Wohlhaben
men, Bourgeois und Proletarier. Die haben so gut wie nid
weder Glauben noch Ideal, nicht die Bildung des Geistes un
die Tafel der Senäffe. Die können nie zu einander kommen; daß
und wer hindurch will, muß schon die Sprünge Augusti Scherl
dem Liederhort greifen, der den sinnreichen, den doch vielleicht
rischen Titel trägt: ‚Im Volkston. Komponirt für die, Wo
schöne Ehre mag ein Bauernvolk, eine um die Scholle ringend
singen. Unsere Sitten sind nicht einfach: ein Blick auf diese
Auch unsere Wehespiele sind nicht: Wiesbaden zeugt eben da

uns, schminken uns, schwelgen in monumentalem Epigonenprunk, saugen künstlichen Flieder: und sollten singen, wie in den Zweigen der Vogel singt? Ebcrlein-Vauff, Kienzl-Mehner: Das giebt ungefähr einen Reim . . . All diese Gründe zwingen uns, in Ehrfurcht den majestätischen Rath abzulehnen“.

Keiner hat so gesprochen. Von siebenzig, achtzig sachverständigen Männern keiner. Natürlich nur, weil Niemand den Goethe, den Wagner, den Bülow am Schnürchen hatte, nicht etwa, weil vor dem Throngerüst der Mannesmuth lahnte. Die Regensentenzunft fand, der Kaiser habe zur Kette goldene Regeln gefügt. Die ungekrönte Sängerschaar zog mit saurer Miene heimwärts und zankte sich unterwegs erst den Groll aus der Kehle. Und Aulfrankfurt lieferte auch für die letzte Fahrt in den Taunus das „jubelnde Menschenspalier“. Vom Sängersplatz bis auf den Bahnhof: Hurra! Hurra! Hurra! „Spontan; ein Ausbruch herzlicher Gefühle“, wie beim Einzug; „ein Beweis, wie gut es Frankfurt unter der preussischen Krone gegangen ist“.

Zehn Tage danach erhielt in der Garnisonstadt des zweiten hessischen Artillerieregimentes Nr. 63, im reichen, glücklichen Frankfurt der Sozialdemokrat dreizehntausend Stimmen mehr als irgend ein anderer Wahlkandidat.

In Berlin aber ward der Lehrergesangverein, weil er seine Sache besser gemacht hatte als die vom Kaiser so hart gerüffelten Tonverderber, mit den Ehren des Triumphators empfangen. Nachts um die erste Stunde spielte eine Regimentskapelle ihm den Lannhäusermarsch und der Bürgermeister hatte sich mit Stadtschulrathen auf den Bahnhof bemüht und hielt den Kömmlingen eine pompöse Rede. Auf Allerhöchsten Befehl. „Von den Zuschauern im Bahnhof und auf den Straßen wurden die Heimkehrenden mit Jubelgeschrei begrüßt. Alle Fenster waren besetzt. Man wehte den Sängern mit Tüchern zu und überall ertönten Hurrarufe.“ Nachts um Eins. So ziehen ins neuste Deutschland die Sieger ein. Der Lehrerverein zeigte sich dankbar und sang den Gaffern ein Volkslied . . . vom wackeren Kallimoda aus Prag.

Hamburg.

Vom Hafen bis auf den Rathhausmarkt und weiter bis in die Villenvorstädte an der Alster: Fahnen, Laubgewinde, Putzteppiche, Ehrenpforten. Getreulich ward „Die bunte Kuh“, ein altes Orlogsschiff, nachgebildet; auch kann die Neugier sich an Häusercoullissen satt sehen. Eine Hafenerweiterung, die Herr Ballin längst schon für seine Amerikalinie wünschte, und ein Wilhelmendenkmal wird heute geweiht. Ein Dugenddenkmal, versteht sich. Der alte Kaiser zu Pferde; Reliefs, die allerlei Handelsauffschwünge, die Ein-

gung der deutschen Stämme, die Eroberung der alten Reichslände darstellen. Vier Riesenallegorien sollen an die Einheit in Maß und Münze, an die Reichspost, die Sozialreform und das Bürgerliche Gesetzbuch erinnern. Also ein Werk starker Künstlerphantasie. Auf ungeheuren Eisenmasten zwei vergoldete Schiffe; ein verwünscht gescheiter Einfall. Nicht der einzige: das Denkmal trägt keine Inschrift. Der Kaiser pflegt seinen Großvater Wilhelm den Großen zu nennen. Dazu konnte Hammonia sich kein Herz fassen. Und „Wilhelm der Erste“ hätte dem hohen Gast zu nüchtern geklungen: ergo blieb der Sockel leer. Doch der Bürgermeister, Herr Burchard (der im Reichstag gelassen das Wort sprach: „Vordelle im polizeitechnischen Sinn giebt es in Hamburg nicht“), brachte gleich im zweiten Satz seiner dem Neoborussenstil klug angepassten Rede den „großen Kaiser“. Der Enkel antwortete. „Ich kann nicht unterlassen, den wahrhaft überwältigenden Empfang, den mir Groß und Klein, Alt und Jung, Hoch und Niedrig hier hat zu Theil werden lassen, hervorzuheben. Die vielen Tausende von Gesichtern, die mir heute entgegengeleuchtet haben, sind Bürgen dafür, daß der Gruß mir aus tiefem Herzen und aus bewegtem Gefühl entgegenschallte. In künftigen Jahrhunderten wird die Ehrfurcht gebietende Gestalt meines Großvaters mindestens eben so von Sagen umwoben, so gewaltig und hochragend über alle Zeiten im deutschen Volke dastehen wie einstens die Gestalt Kaiser Barbarossas“. (Meint der Kaiser den ersten Friedrich, der im Salef ertrank, oder Friedrich den Zweiten, den Kyffhäuserhelden, dessen rastlos bewegter Geist über die deutschen Grenzen hinaus irrlichtelte, der sich als Herr der Welt fühlte und mit seinem ausschweifenden Universalismus den Zerfall des Reiches beschleunigte?) „In langer Friedensarbeit, in stiller Werkstatt reiften die Gedanken und fertig waren die Pläne des schon zum Greis gewordenen Mannes, als die gewaltige Aufgabe an ihn herantrat, als er uns das Reich wieder erstehen ließ.“ (Das ist fromme Familienlegende, der Bismarck, Nolcke, Roon, Treitschke, Sybel und Augusta widersprochen hätten. Dem alten König mußte jeder großpolitische Entschluß abgerungen werden. Sein eigener Sohn sagte im März 1866 zu Bernhardi: „Bismarck hat sich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt; wie er Das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es ist so; der König steht jetzt Alles nur durch die bismarckische Brille.“ Hundert Zeugnisse beweisen, von wo der Plan und die Initiative kam und wie fern dem gütigen alten Herrn der Wunsch lag, „das Reich wieder erstehen zu lassen“. Wie Otto Mittelstaedt vor sechs Jahren hier schrieb, so wars: „Was in der langen, gesegneten Regierung Kaiser Wilhelms an blen-

dender Genialität, an schöpferischen Ideen und himmelftürmender Willenskraft geleuchtet hat, war seinem persönlichen Wesen fremd, gehörte nicht ihm, sondern ausschließlich Anderen an: Bismarck, Moltke, Roon.“) Das deutsche Volk, ruft Wilhelm der Zweite, soll in böser wie in guter Zeit seinen Idealen treu bleiben; „dann wird es der Granitblock werden, der, wie er draußen den großen Kaiser trägt, so, getreu seinen Traditionen, die neuen Aufgaben und Schöpfungen, die an uns herantreten, auf seinem Herzen und mit seiner Kraft tragen wird.“ Die Rede schloß mit den Sätzen: „Die Augen auf! Den Kopf in die Höhe! Den Blick nach oben, das Knie gebeugt vor dem großen Allürten, der noch nie die Deutschen verlassen hat, und wenn er sie noch so schwer geprüft und gedehmütigt hat, der sie stets wieder aus dem Staub erhob; Hand aufs Herz, den Blick in die Weite gerichtet und von Zeit zu Zeit einen Blick der Erinnerung zur Stärkung auf den alten Kaiser und seine Zeit: und ich bin fest überzeugt, daß, wie Hamburg in der Welt vornweg geht, so wird unser Vaterland vorangehen auf der Bahn der Aufklärung, der Bahn der Erleuchtung, der Bahn des praktischen Christenthums, ein Segen für die Menschheit, ein Hort des Friedens, eine Bewunderung für alle Länder.“ Eine seltsame Mischung; stolz und doch melancholisch. Mancher wird froh sein, wenn Deutschland in Reihe und Glied marschirt und von glücklicheren Weltmächten nicht überflügelt wird. „Hamburg vornweg!“ flüstert Einer im Gedräng. „Der halbe Tag kostet uns eine Viertelmillion, falls der Vorschlag ausreicht. Wir konnten nicht billiger machen, haben nur ausgeführt, was von Berlin angeregt wurde. Ein Senator sagte mir selbst. Die Bürgerschaft hat gebrummt; aber nun sehen Sie!“ Hinter der Schutzmannschaft wimmelt's. Abertausende, trotz Regen und Absperrung; bis an die Elbhügel von Sankt Pauli ein wirres Gekribbel. Und aus den Fenstern, von den Dächern herab jubelt es, jauchzt und kann der Lust nimmer ein Ende finden. „Abends war die Stadt und der Hafen prachtvoll illuminiert. Der Kaiser zeigte sich mehrfach auf dem Balkon, der auf den Rathhausmarkt geht. Hier harrte eine tausendköpfige Menge, die den Kaiser stürmisch begrüßte und patriotische Lieder sang.“ Ein wahrhaft überwältigender Empfang.

„Amtliches Wahleresultat! In Hamburg drei sozialdemokratische Abgeordnete mit 43 000 Stimmen Mehrheit gewählt! Im ganzen Reich 2 911 317 Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben! Amtliches . . .“

Bei Pfordte, dem neuen Denkmal gegenüber, geht's hoch her. Morgen ist Norddeutsches Derby. „Da singen sie: Heil Dir im Siegerkranz! Wer schießt in unserer alten Heimath denn eigentlich die Rothen in den Reichstag?“

Unorganisches und Organisches.

Was unterscheidende Merkmal des Organischen vom Unorganischen sah man im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts noch vorzugsweise im Stoff, genauer: in bestimmten chemischen Verbindungen, die nur im Organismus möglich sein sollten. Die künstliche Darstellung organischer Verbindungen lehrte die Irrthümlichkeit dieser Ansicht kennen; und man suchte seitdem das Unterscheidungsmerkmal vorzugsweise in der Form. Das Unorganische ist kristallinisch oder amorph, das Organische hat die runde, gestreckte oder verästelte Zellenform oder die typischen Formen der Zellverbände. Neuerdings wurden jedoch Beobachtungen gemacht, die dieses Unterscheidungsmerkmal noch weniger berechtigt erscheinen lassen als das vorhergehende.

Was man amorph nennt, ist in Wirklichkeit nicht formlos, sondern ein krauses Gewirr von kristallinischen und zellenähnlichen Formen. Zwischen den Kristallen und den einzelligen Organismen hat sich ein Zwischenreich mannichfaltiger Formen im Unorganischen eingeschoben, die alle einfacheren morphologischen Typen der einzelligen Organismen vorwegnehmen. Während die organischen Stoffverbindungen in der unorganischen Natur nicht von selbst entstehen, sondern nur durch die bewusste Absicht des Chemikers unter künstlichen Bedingungen im Laboratorium hergestellt werden können, bilden sich die zellenähnlichen Formen in der unorganischen Natur vielfach ganz von selbst ohne menschliches Zutun oder unter Versuchsbedingungen, die den Vorgang wesentlich sich selbst überlassen. Zwischen kristallinischen und organischen Formen hat man mehr und mehr Zwischenstufen kennen gelernt; und während man sich früher bemühte, die organischen Typen nach Analogie der Kristalle zu begreifen und praktisch zu erklären, scheint es jetzt im Gegentheil, als wenn der Kristallisationsvorgang aus den zellenähnlichen Formbildungen verstanden werden mußte.

Wo ein bisher für zuverlässig gehaltenes Unterscheidungsmerkmal hinfällig wird, da scheint leicht eine für unüberschreitbar gehaltene Grenze zu sinken und die Phantasie gewinnt freien Spielraum. Auf der einen Seite liegt die Gefahr vor, die unorganischen Gesetze auch für die organischen Formbildungsvorgänge als ausreichend, also den Sieg der mechanischen Weltanschauung für gesichert anzusehen, weil die einfachsten Organismen mit Formen arbeiten, die auch in der unorganischen Natur schon gegeben sind. Auf der anderen Seite tritt die Versuchung nahe, die Eigentümlichkeiten des organischen Lebens in die unorganische Natur zurückzuübertragen, Keimchen und Fortpflanzungsvorgänge zu sehen, wo keine sind, und eine organische Deutung der gesammten Naturvorgänge anzustreben. Dem gegenüber wird daran festzuhalten sein, daß der Organismus zwar mit unorganischem Material

und mit den im Unorganischen vorgefundenen zellenähnlichen Formen arbeitet, daß er aber Beide in ganz anderer Weise verwendet, als Dies in der unorganischen Natur vorkommt. Das Leben liegt weder im Stoff noch in der Form noch in einer festen und ständigen Verknüpfung Beider, sondern in einem dynamischen Prozeß, durch den Beide in stets wechselnde Beziehungen zu einander gesetzt und den Zwecken komplexerer Individualitätsstufen dienstbar gemacht werden.

Zimmerhin ist es von Wichtigkeit, irrtümliche Unterscheidungsmerkmale fallen zu lassen, um der richtigen Einsicht näher zu kommen. Deshalb wird die Erkenntniß, daß die unorganische Natur von zellenähnlichen Formen wimmelt, eine mindestens eben so bedeutungsvolle Etape im biologischen Verständnis bilden wie dereinst die Erkenntniß, daß organische Stoffe künstlich darstellbar seien. Bis jetzt ist aber die erste Erkenntniß noch wenig verbreitet; die meisten offiziellen Vertreter der Naturwissenschaft scheuen sich sogar, sich mit diesen Dingen zu befassen, aus Furcht, sich eine Blöße zu geben. Das ist ein Vorgang, der sich immer wiederholt, wenn lange gehegte Vorurtheile ins Wanken kommen, wenn die Beobachtungen schwierig sind und an die Grenzen der mikroskopischen Wahrnehmbarkeit heranreichen, zum Theil sogar über diese hinausweisen. Deshalb dürfte es nützlich sein, kurz zusammenzustellen, was in dieser Hinsicht schon jetzt als gesicherter wissenschaftlicher Befund gelten kann.

Schon 1648 erhielt Glauber aus festem Eisenchlorid und Kalifilatlösung einen „Eisenbaum“. Im Jahre 1836 fand Ehrenberg in Quarzkristallen dicht an einander gedrängte Kugeln oder Körnchen bis zu 0,0004 mm Durchmesser und beobachtete die Entstehung solcher beim Niederschlag von Kieselsäure. G. Rose und Link beobachteten 1837 und 1839 solche runde Körner bei der Fällung von Kalk- und Metallsalzen und das nachherige Zusammenwachsen solcher Körner zu Kristallbildungen. Virchow entdeckte 1857 die Myelinformen der Delschäume aus wässrigen Lösungen älsaurer Alkalien, die den Sphärokrystallen nahe stehen. Rudolf Böttger berichtete 1865 und 66 von baum- und strauchartigen Vegetationen von Metallsalzen in wässriger Natronwasserzylaslösung, Traube 1866 von verschieden geformten Zellen aus Leim und Gerbsäure und aus verschiedenen Metallsalzen. Von 1875 an werden dann die Mittheilungen über Zellen- und Niederschlagsmembranen und ihre Veränderungen immer häufiger. J. Reink, Ferdinand Cohn, Georg Quincke, H. de Vries, A. Riggi, Neuberg, G. Tammann, Graham, Bütschli, Faminzin, Bogelsang, Hansen, Harting, W. Wiedermann, Von Schrön, Benedict, Münden und Andere haben diese eigenthümlichen Erscheinungen nach verschiedenen Richtungen hin durchforscht.*) Als Ergebnis läßt sich Folgendes hinstellen.

*) Vgl. Georg Quincke, „Ueber die Klärung trüber Lösungen“, „Ueber unsichtbare Flüssigkeitschichten“ und „Die Oberflächenspannung u. s. w.“ in den

Überall, wo zwei Flüssigkeitsschichten von verschiedener Zähigkeit zusammenstoßen, bildet sich eine Oberflächenspannung, die zu einem Abrundungsstreben führt. Der Tropfen und der Schlauch sind die einfachsten abgeschlossenen Gebilde, die dabei entstehen und durch das abweichende Lichtbrechungsvermögen der gespannten Oberfläche sichtbar werden, wofür nicht ihr Durchmesser kleiner ist als eine halbe Lichtwellenlänge oder etwa 0,00025 mm. Tropfen und Schlauch gehen in allen möglichen Formen in einander über. Tropfen oder Körnchen reihen sich perlschnurartig an einander und können mit einander verfließen; Schläuche können durch stellenweise eintretende Verdichtungen oder Einschnürungen einer zusammenhängenden Tropfenreihe ähnlich sehen. Aus einem Tropfen können kleine Schläuche hervortragen, die sich zu ihnen verhalten wie Scheinfüße oder Geißeln zu Moneren oder Sporen; ein zylindrischer Schlauch kann durch Theilungswände in Kammern gegliedert sein, nach Art eines pflanzlichen Sprosses. Die Schläuche können kurz oder lang sein und bald den Stäbchenbakterien, bald fadenförmigen Algen gleichen. Wenn die eine Seitenwand eines Schlauches sich schneller verdichtet als die andere, so erhält ihre Spannung das Uebergewicht über die ihr gegenüberliegende; die erste wird konkav eingebogen, die zweite konvex ausgebogen. So entstehen gekrümmte, wellenförmige, propfenzieherartige und spiralförmige Schläuche. Durch Strömungen und Wirbel in der Flüssigkeit können die Flüssigkeitsschichten verschiedener Zähigkeit so gegen einander verschoben werden, daß ebene Spannungsfächen windschief oder schraubensförmig gedreht werden, daß Schneckenformen und Wendeltreppen entstehen. Auch zu den Kiesel- und Kalkschalen der verschiedenen Infusorienarten finden sich Analoga in der Formenwelt dieser unorganischen Gebilde.

In den Schläuchen, Tröpfchen, Linsen können wieder kleinere Tröpfchen oder Körnchen einzeln oder gruppenweise eingebettet liegen, wenn bei der Entstehung jener Gebilde Theilchen der einen Flüssigkeitart in die andere mit eingeschlossen wurden; sie können den Hohlräumen und eingeschlossenen Körnchen des Protoplasma ähneln. Der Verdichtungsprozeß der Oberfläche kann sich mehrmals wiederholen und liefert dann Körnchen mit konzentrischen Schichten (Jamingsinsche Schichtungskörper), ähnlich den Stärkekörnern

„Annalen der Physik“ 1902 bis 1903, vierte Folge, Band 7 bis 10. Dasselbst ist auch die übrige Literatur zu finden, ausgenommen: Von Schrön „Le tre Conferenze tenute nell' Aula dell' Università di Napoli. Relazione fatto dal Dr. A. Naacciarone, 1899; Max Münden, „Zwei Beiträge zur Granulafrage“ im Archiv für Anatomie und Physiologie, physiologische Abtheilung 1896 und 1897 und im Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde, erste Abtheilung 1899; Der Selbe: „Die bakteriologisch-biologische Grundlage physikalischer, chemischer und mineralogischer Formgestaltungen“ in den Verhandlungen der Naturforscherversammlung 1901, II, erste Hälfte Seite 63 bis 72.

oder Hagelkörnern. Eine dichtere Masse in einem Tropfen kann dem Kern einer Zelle gleichen. Die Körnchen können sich in brombeerartige Gruppen zusammendrängen und Mikrokolkenkolonien gleichen. Oft scheiden sich auch Luftbläschen an der Grenzschicht der Flüssigkeiten ab, die das Bild verwickelter machen, der Schwimmfähigkeit der Gebilde trotz ihrem größeren spezifischen Gewicht eine längere Dauer geben und ihre Bewegung von Licht und Wärmestrahlen abhängig machen (positive und negative Phototaxis). Die Schläuche haben nicht nur an ihren Spitzen öfters Luftblasen oder dickere Tropfen, sondern bisweilen auch auf ihnen senkrecht stehende oder schräge seitliche Auswüchse; oder sie treten als Büschel auf, die auseinander streben.

Die Bläschenkolonien bringen die Myelinformen und die Sphärokrystalle zweiter Art hervor; die Verzweigungen der Schläuche bilden die Grundlage zu den Kristallbäumen, Kristall skeletten oder Dendriten; die Schlauchbüschel oder hohlen Nabelbüschel liefern einerseits die Trichiten, andererseits die Sphärokrystalle erster Art, die aus centralen Strahlen gebildet sind. Die Myelinformen, die beiden Arten der Sphärokrystalle, die Dendrite und Trichite werden allgemein als Uebergangsformen zwischen den eigentlichen Kristallen und höheren morphologischen Gebilden angesehen. Eine Mittelstellung zwischen den eigentlichen Kristallen und den Sphärokrystallen zweiter Art, Myelinformen und Trichiten nehmen wiederum die Kristalle von Eiweiß, Leim und Oxyhämoglobin ein, insofern sie langsamer als die ersten erstarren und aus größeren zellenartigen Gebilden hervorgehen.

Diese Zusammenhänge legen den Gedanken nahe, daß auch die eigentlichen Kristalle nichts weiter sind als erstarrte Schaummassen, deren Schaumlamellen in konstanten, durch die Oberflächenspannungen bestimmten Winkeln aufeinanderstoßen. Nach Frankenheim, von Hauer und D. Lehmann wird die Kristallform durch kleine Beimengungen fremder Stoffe völlig verändert. Dies läßt sich daraus verstehen, daß durch kleine Beimengungen fremder Stoffe auch die Oberflächenspannung zweier an einander stoßenden Flüssigkeiten stark verändert wird, wie es die kleinen Zusätze von Klärungsmitteln zu trüben Lösungen zeigen. Die Auffassung der Kristalle nach Raumgitterschemen ist mit derjenigen nach erstarrten Schäumen wohl vereinbar. Denn jedes Salz giebt mit Wasser zwei Lösungen, die einander in Oberflächenspannung versehen und aus deren zäheren sich das Salz abscheidet durch Erstarren der gespannten Oberflächenschicht. Geht die Erstarrung langsam vor sich, so stellen sich größere Schaumlamellen in bestimmte Winkel, (90° , 120° , 45° u. s. w.) zu einander ein, die vom Verhältnis der Oberflächenspannungen abhängen. Erfolgt aber die Erstarrung zu rasch, so ergreift sie Schaumwände, die dünner sind als die doppelte Wirkungsweite der Molekularkräfte (etwa $0,0001$ mm); dann bleiben die Winkel unbestimmt und es

ergibt sich eine amorphe Masse. Doppelt brechende Kristalle entstehen, wenn die Schaumwollen beim Eintrocknen und Erstarren Wände von bestimmter Lage anders dehnen und pressen als andere. Bei den drei Arten natürlicher Kieselsäureschäume (Tabaschir, porzellanartiger Kieselsäureschaum und Hydrophan), mit denen gewisse künstlich dargestellte Kieselsäureschäume Ähnlichkeiten aufweisen, ist die Schaumstruktur locker, bei den Kristallen dagegen dicht.

Verschiedene Forscher haben behauptet, die Entstehung von Kristallen aus zellenähnlichen Gebilden und die Auflösung der Kristalle in solche beobachtet zu haben (insbesondere von Schrön und Wänden). Andere haben das Gegentheil behauptet und es ist durchaus möglich, daß bei vielen Kristallisationsvorgängen die zellenähnlichen Anfangsformen unterhalb der Grenze des Sichtbaren bleiben und erst die scharfen Kanten der zusammenstoßenden Schaumwände zusammengefloßener Zellen sichtbar werden, insbesondere, wenn in diesen Kanten und Ecken Luftbläschen oder Fremdkörperchen von anderem Lichtbrechungsvermögen sich ansammeln. Diese Ansicht über die Entstehung der Kristalle würde als allgemeingiltige Theorie freilich immer nur Hypothese bleiben, wenn ein Theil dieser Vorgänge sich in Dimensionen unterhalb der Sichtbarkeit, obzwar oberhalb der doppelten Wirkungsweite der Molekularkräfte abspielte, also zwischen 0,000 25 und 0,000 1 mm. Wenn sie aber auch nur als Hypothese gerechtfertigt wäre, so würde daraus folgen, daß die zellenähnlichen Formen in der unorganischen Natur das genetische Primus sowohl der kristallinen als auch der amorphen Struktur sind und daß die beiden letzten nur Erstarrungsprodukte der aus den ersten entspringenden Gebilde sind. Wenn aber auch diese Erklärung der Kristallisation nur für gewisse Arten von Kristallen richtig sein sollte, so wäre doch die Priorität der zellenähnlichen Formen vor gewissen kristallinen und amorphen eine eben so wichtige Erweiterung unserer Kenntnisse wie die Analogien zwischen vielen unorganischen und organischen Formbildungen von mikroskopischer Kleinheit.

Die physikalische Grundlage aller dieser Vorgänge ist die Schaumbildung, die immer zwei Flüssigkeiten von verschiedener Zähigkeit erfordert. Die dünnere dieser Flüssigkeiten kann auch ein Gas sein, wie, zum Beispiel, die atmosphärische Luft beim Seifenschaum. Wir wissen bis jetzt eben so wenig, worin der flüssige Aggregatzustand besteht, als was eigentlich eine Lösung ist. Wir nennen Pseudolösungen das Schweben feiner Theilchen in einer Flüssigkeit, Pseudoflüssigkeiten das Schweben fester Theilchen in Verdampfungs gasshüllen (zum Beispiel: erhitztes Kohlenpulver oder ein erhitztes Gemenge von wasserfreiem Natriumcarbonat, Kohle und Magnesia). Wir sprechen von Pseudolösungen und Pseudoflüssigkeiten, so lange die schwebenden Theilchen eine mikroskopisch wahrnehmbare Größe haben; stehen sie aber unterhalb dieser, so gehen die Pseudolösungen ohne feste Grenze in echte Lösungen

und die Pseudoflüssigkeiten in echte Flüssigkeiten über. Pseudolösungen mit hinreichend großen schwebenden Theilchen erscheinen trübe; die Klärung durch Zusatz eines Klärungsmittels besteht darin, daß das sich durch die Flüssigkeit stoßweise verbreitende Klärungsmittel die Oberflächenspannung der schwebenden Theilchen oder der sie unmittelbar umgebenden dichteren Flüssigkeitsschichten verändert und dadurch zur Bildung von Bläschen führt, die zu Schaumflocken zusammenfließen und zu Boden sinken.

Wo zwei Lösungen von verschiedener Zähigkeit und Konzentration mit einander gemischt sind, die langsam erstarrende Oberflächenschichten mit einander bilden, da können die zellenähnlichen Gebilde sich derartig an einander lagern, daß sie sich gegenseitig stützen und vor dem Niedersinken bewahren. Die ganze Masse bildet dann einen Schaum, dessen Wände durch ihre Oberflächenspannung einen gewissen Widerstand gegen Verschiebung leisten. Sind die Schaumlamellen mikroskopisch klein, so heißt solcher Schaum eine Gallerte. Jede Flüssigkeit, die sich zu Fäden ziehen läßt, zeigt dadurch an, daß sie eine schaumige oder gallertartige Struktur hat. Solche Gallerten giebt es von vielen unorganischen Stoffen, zum Beispiel: Kieselsäure, Eisenoxydhydrat. So lange die Schaumzellen einer Gallerte flüssige Wände haben, können sie mit anderen zusammenfließen oder auch durch Flüssigkeitsaufnahme quellen und durch Flüssigkeitabgabe schrumpfen; denn die noch flüssigen Schaumwände sind dehnbar und durchgängig. Sobald dagegen die Schaumwände erstarrt sind, hört ihre Dehnbarkeit, Durchgängigkeit und Verschmelzbarkeit mit anderen auf. Durchgängig bleiben sie nur da, wo sie brüchig, durchlöchert, porös sind. Eine steife Gallerte verhält sich deshalb in osmotischer Beziehung ganz anders als eine noch flüssige. Feste, von Poren unterbrochene Wände aus geronnenen Schäumen oder steifen Gallerten dienen den Organismen wesentlich nur als Schutzhüllen und Stützgerüste, während die Lebensvorgänge sich an noch flüssigen Gallerten abspielen.

Deshalb sind diejenigen Schäume oder Gallerten die geeignetste Stätte des Lebens, die am langsamsten erstarren. Die Schäume und Gallerten aus unorganischen Verbindungen (metallischen und alkalischen Salzen) sind darum wenig geeignet zur Grundlage von Organismen, weil sie meistens in einigen Sekunden oder Minuten erstarren und den Lebensvorgängen keine genügende Zeit zu ihrer Entfaltung lassen würden. Organische Verbindungen (wie Stärke, Leim, Eiweiß) gerinnen viel langsamer und eignen sich deshalb viel besser zur Grundlage des Lebens; sie haben außerdem vor der ebenfalls langsam gerinnenden Kieselsäure den Vorzug, verwickelte chemische Verbindungen zu sein und bei ihrem Abbau und Wiederaufbau zu den mannichsachsten chemischen Umsätzen Gelegenheit zu geben. Aber auch sie bleiben nicht immer im Zustande flüssiger Gallerten, sondern werden zuletzt, und

wenn es selbst Jahre dauert, fest und unbrauchbar zu Quellungen, Verschmelzungen und Formveränderungen. Dies ist der Grund, daß das Leben, um sich selbst zu erhalten, mit wechselnden Stoffen arbeiten, daß es die erstarrten oder der Erstarrung sich nähernden stofflichen Unterlagen abstoßen und durch neu aus Flüssigkeiten gebildete ersetzen muß. Das Leben muß die materielle Grundlage, auf der es ruht, immer von Neuem abbrechen, indem es die alt werdenden, der Erstarrung nahe rückenden oder bereits erstarrten materiellen Theile chemisch auflöst und ausscheidet. Das Leben ist nichts als ein beständiger Kampf gegen das Altern und die Erhärtungstendenz seiner stofflichen Grundlagen. Bei mehrzelligen Organismen tritt zu dieser Mauerung jeder einzelnen Zelle noch die Mauerung des Gesamtorganismus hinzu, die sich in der Abstoßung ausgedienter Zellen und ihrem Ersatz durch neu gebildete junge vollzieht. Damit rücken wir dem Unterscheidungsmerkmal des Organischen vom Unorganischen näher.

Wenn der kristallinischen und amorphen Struktur zellenähnliche Formbildungsprozesse vorausgehen, so könnte man versucht sein, in diesen eben so ein Analogon der Lebensvorgänge zu sehen wie in den zellenähnlichen Gebilden ein Analogon der organischen Formen. Wie der Baum in seinem Holze, dem Niederschlag des Lebensprozesses früherer Jahre, tot ist und nur in seinem Kambiumring, der Stätte des diesjährigen Wachsthumes, lebt, so könnte man versucht sein, den Kristall zwar als tot, aber die Oberflächenschicht des in der Mutterlauge liegenden Kristalles als lebendig anzusehen, sofern in ihr sich ein Wachsthumprozeß in zellenähnlichen, noch nicht erstarrten Formgebilden oder noch flüssigen Schaumlamellen vollzieht. Gleichwohl wäre diese Gleichsetzung übereilt, weil das Wichtigste bei ihr übersehen wäre.

Der Kristall, mag es sich um Metallsalze oder um Leim und Eiweiß handeln, wächst allerdings eben so gut, wie ein Organismus wächst. Aber bei dem Kristall ist das Wachsthum lediglich Produkt der Molekularkräfte und der durch sie bedingten Oberflächenspannungen, sei es mit, sei es ohne elektrische und chemische Spannungen. Bei dem Organismus dagegen ist das Wachsthum nicht bloßes Produkt der zusammenwirkenden Molekularkräfte allein, sondern ein Produkt aus dem Zusammenwirken dieser mit den unbekanntem Kräften, die den Stoffwechsel leiten. Bei dem Wachsen des Kristalles ist dieser völlig passiv, bei dem Wachsen des Organismus ist dieser aktiv, wenn auch nur reaktiv in Bezug auf die gegebenen Bedingungen. Bei dem Kristall erstarrt jede Form, sobald sie fertig gebildet ist, bei dem Organismus bleibt sie im Fluß des Werdens und der Veränderung. Wenn der Kristall in seinem Wachsthum lebte, so lebte er nur dem Tode, dem allbaldigen Sterben ohne Nachkommen; der Organismus aber lebt wirklich denn er lebt nicht dem Tode, sondern dem Leben, der Erhaltung des Lebens durch die Mauerung und Fortpflanzung.

Der Kristall läßt die Bedingungen, unter denen er wächst, unverändert; der Organismus bestrebt sich, die Bedingungen, unter denen er wächst, beständig zu seinen Gunsten zu verändern; er sucht sich der Umgebung anzupassen und die Umgebung seinen Zwecken dienlich zu machen. In diesem mehr oder minder erfolgreichen Streben nach Veränderung der vorgefundenen Bedingungen liegt seine „Aktivität“, die man mit Recht bloß einen anderen Ausdruck für sein „Leben“ genannt hat. Diese Aktivität ist darauf gerichtet, die je nach den Umständen wechselnden Mittel für die Erhaltung des Lebens zu beschaffen; in diesem Sinn ist sie Anpassung und Zweckthätigkeit. Als die allem Leben gemeinsame zweckthätige Anpassung aber ist der Stoffwechsel zu bezeichnen, der allein es ermöglicht, der Erstarrungstendenz der Schäume und Gallerten zum Trotz immer für flüssige Schäume und Gallerten als unentbehrliche Grundlage des Lebens vorzusorgen.

Die zellenähnlichen Formen der unorganischen Natur entstehen kausal nothwendig nach physikochemischen Gesetzen, aber final zufällig, insofern sie selbst keine Individuen höherer Ordnung gegenüber den Molekülen darstellen und deshalb auch keine eigenen Individualzwecke haben. Zweckmäßig sind sie nur in dem Sinn, wie die Gesetze und Gebilde der unorganischen Natur überhaupt es sind, als Vorstufen und Unterbau der organischen Natur. In einer unorganischen Zelle ist jeder Theil so, wie er ist und nach den an seinem Orte wirksamen Molekularkräften sein muß; aber er ist nicht dienendes Glied in einem höheren Ganzen. Zwischen den Theilen findet wohl kausale, physikochemische Wechselwirkung statt, aber keine finale Wechselbeziehung, durch die jeder Theil allen anderen und alle zusammen dem Ganzen dienen. Aber erst, wo solche finalen Beziehungen stattfinden, kann man mit Recht von einem Individuum höherer Ordnung sprechen, das sich aus den Elementarindividuen zusammensetzt.

Deshalb haben die gleichen morphologischen Erscheinungen eine ganz verschiedene Bedeutung bei unorganischen und bei organischen Zellen. Bei den ersten entstehen sie durch final zufälliges Zusammentreffen verschiedener Flüssigkeiten, bei den zweiten aus Säften, die von der Zelle selbst für den Zweck dieser Formgebilde produziert werden. Bei den ersten ist die äußere Form der Zellenoberfläche entscheidend, die allein durch das Zusammentreffen zweier Flüssigkeiten unmittelbar bestimmt wird; bei den zweiten kommt Alles auf die innere Struktur an, von der die chemische Beschaffenheit der produzierten Säfte und dadurch mittelbar auch die äußere Form abhängt. Bei den ersten geht die Formbildung von der Hülle aus und besteht eigentlich nur aus nebeneinandergelagerten oder ineinandergeschobenen Hüllen; bei den zweiten ist die Hülle etwas Nebensächliches und die Formbildung geht von centralen Organen (Kern, Centralkörperchen, Farbträgern) aus. Bei den ersten ist

auch die morphologische Differenzirung innerhalb der Zelle final zufällig und für die Dauer des Gebildes bedeutungslos; bei den zweiten ist es gerade die innere morphologische Differenzirung, die mikroskopische und submikroskopische Struktur, auf die Alles ankommt, da von ihr die chemischen Leistungen abhängen. Morphologisch gleichartige Einschlüsse, wie Körnchen, Luftbläschen, Schichtungskörper, haben Dem gemäß ebenfalls bei beiden ganz verschiedene Bedeutung; bei den ersten sind sie zufällige Produkte der gegebenen Entstehungsbedingungen, bei den zweiten selbstgesetzte Mittel für den Stoffwechsel, zum Beispiel Nahrungsvorräthe, Schwimmblasen, Mittel zur Aenderung des Gleichgewichtszustandes, Kolben und Retorten für Bereitung bestimmter Säfte u. s. w. Kernähnliche Gebilde bei unorganischen Zellen haben niemals eine dem Kern der Protoplasmazellen ähnliche Funktion; sie täuschen nur eine äußerliche Ähnlichkeit vor. Das Selbe gilt für Körnchen, die sich bei zufälligem Platzen der Oberflächenschicht nach außen ergießen und eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Ausströmen von Sporen vortäuschen können. Bei den unorganischen Gebilden ist die äußere wie die innere Form entweder in jedem Theile gleichartig oder nur durch zufällige Umstände verschieden ausgefallen, strebt aber nach einem Gleichgewichtszustand hin, der diese Unterschiede in völlige Gleichmäßigkeit aller Theile ausgleicht (Schaumstruktur oder kristallinische Struktur). In den organischen Gebilden dagegen dienen alle morphologischen Bestimmtheiten der physiologischen Funktion, alle inneren morphologischen Unterschiede der Arbeitstheilung und die Formbildung strebt nach immer weiterer Arbeitstheilung und morphologischer Differenzirung hin.

Die Ähnlichkeiten der unorganischen Zellen mit Organismen beziehen sich zunächst nur auf einzellige Organismen, bei denen der spezifische Typus mehr in der inneren Struktur als in der äußeren Gestalt zu suchen ist; denn diese kann je nach den Umständen starke Abänderungen zeigen. Mit mehrzelligen Organismen sind nur die komplizirteren Gebilde vergleichbar, bei denen unorganische Zellen wie die Blasen eines Schaumes sich aneinandergelagert haben, oder Schläuche von Quertwänden durchsetzt sind, oder Radeln von einem Centrum ausstrahlen, oder Schläuche seitliche Auswüchse zeigen. Auch hier zeigt sich, daß die einfacheren Typen der Zusammensetzung schon in der unorganischen Natur vorgebildet sind, daß die organische Natur nicht nöthig hat, sie erst frei zu erfinden, sondern nur das Vorhandene zu benutzen braucht. Aber in der Art der Benützung liegt eben der Unterschied. Der Organismus wandelt die ihm von der unorganischen Natur zur Verfügung gestellte Form nach seinen Zwecken um, indem er sich den jeweiligen Lebensbedingungen anpaßt. Schon die einzelligen Organismen bieten zum Theil ganz eigenartige Typen dar, die durch differenzirende Anpassung entstanden sind und deshalb in der unorganischen Natur ihresgleichen weder haben

noch haben können. Man denke an die eigenartigen Formen mancher Infusorien (zum Beispiel: Trompetenthierchen, Stentor Roeselii) oder an ihre zwei Kerne, deren einer bei der Ernährung, deren anderer bei der Fortpflanzung sich bethätigt. Noch mehr gilt Dies von den mehrzelligen Organismen, insbesondere von den Thieren, die sich auf aktive Körperbewegung eingerichtet haben, während die ortbeständigen Pflanzen mehr Parallelen mit Kristallbäumen zeigen.

Alle stammesgeschichtlichen Umbildungen des Typus, die durch zweckmäßige Anpassung erfolgen, haben in der unorganischen Natur eben so wenig eine Analogie wie diejenigen Komplikationen der Organisation, die letzten Endes der Steigerung der bewußten Intelligenz dienen. Das organische Formenreich hat eine Geschichte, die sich in der stammesgeschichtlichen Entwicklung vom Niederen zum Höheren abspielt; das unorganische Formenreich ist geschichtlos, weil ein bloßes Produkt der immer sich selbst gleichen physikochemischen Gesetze. Wie das Leben überall die physikochemischen Gesetze zu respektiren hat, über die es sich doch durch seine Autonomie erhebt, so hat es auch das unorganische Formenreich, das aus den physikochemischen Gesetzen entspringt, zum Anknüpfung- und Ausgangspunkt, bringt selbst aber zu ihm etwas ganz Neues hinzu, die Umgestaltung und Verwerthung dieses Formenreiches zur Selbsterhaltung der Individuen und Arten und zu ihrer Höherbildung, die ganz außerhalb der physikochemischen Gesetze liegen.

Wie kennen auch in der unorganischen Natur Gebilde, deren Form sich trotz dem Wechsel des sie bildenden Stoffes und gerade durch diesen Wechsel dauernd erhält, zum Beispiel: den Wasserfall, den Springbrunnen, die Flamme. Im natürlichen Wasserfall sind die Bedingungen (das wasserführende Flussbett, die Felsenwand) konstant, so weit sie nicht durch die Abnagung des Wasserfalles selbst allmählich zerstört werden; beim Springbrunnen und bei einer Flamme von sich selbst gleichbleibender Form und örtlicher Stellung sind sie durch bewußte Absicht künstlich herbeigeführt und unterhalten (Docht, Brenner, Herd, fortdauernde Beschickung mit Brennmaterial). In keinem dieser Beispiele trägt das durch den Stoffwechsel unterhaltene Formgebilde Etwas dazu bei, die Gleichmäßigkeit der Beschickung mit neuem Stoff, die Abfuhr des verbrauchten und die Maschinenbedingungen eines die Form erhaltenden Stoffumsatzes und Energieumsatzes zu regeln. Diesen Gebilden fehlt jede Aktivität und Selbstregulation, wie die Organismen sie beüben, die eben vermittels ihrer sich und ihre Art erhalten und fortentwickeln. Die menschliche Intelligenz kann maschinelle Selbstregulationen künstlicher Art anbringen, durch welche die Gleichmäßigkeit der Form bei wechselnder Stärke des Stoffzuflusses verbürgt wird, aber ein Springbrunnen oder eine Flamme selbst wird eben so wenig jemals sich selbst reguliren, wie

ſie überhaupt die Maſchinenbedingungen herſtellt, auf denen ihr Beſtand beruht. Deſhalb iſt es eine Verkennung des Unterſchiedes, von Flammenorganismen zu reden (Preyer). Einzig und allein die flüſſigen Schäume und Gallerten von ſehr langſamer Erſtarrung, hohem Molekulargewicht und verwickelter chemiſcher Zuſammenſetzung bieten die unentbehrliche phyſikochemiſche Grundlage, auf der ſolche Selbſtregulation ſich entſalten kann, und deſhalb iſt es kein Zweifel, daß wir das Leben nur in Geſtalt von Plasmaorganismen kennen.

Großlichterfelde.

Eduard von Hartmann.



Mont Saint-Michel.

Auf den normanniſchen Gefilden hat einſt der Erzengel Michael den Satan zum Kampf geſtellt. Lange und erbittert haben ſie gerungen, bis endlich der Heilige den Höllenfürſten mit ungeheurer Gewalt um den Leib packte und in weitem Bogen über das ganze Land hinausſchleuderte, in das Atlantiſche Meer. Der Satan ſtürzte in die Fluthen, der ganzen Länge nach; aber er war ſo groß, daß ſein Kopf noch herausragte. Vergebens ſtemmte der Heilige Michael ſich dagegen: er brückte ihn glatt und breit, daß ſich die Knochen zu Felſen verhärteten, aber er bekam ihn nicht unter. Da fand er einen trefflichen Ausweg. Er nahm eine Schaufel und grub tiefe Löcher in den Schädel des Satans. Dann holte er wuchtige Blöcke von der normanniſchen Küſte herüber und ſetzte einen auf den anderen, bis es aus dem Kopf des Teufels langſam herauswuchs zu gewaltiger Höhe über dem Meerespiegel — ein rieſiger Bau, der hinauf ragte mit Zinnen und Thürmen in den Himmel. Auf die oberſte Spitze aber ſtellte ſich der Erzengel ſelbſt in goldener Rüstung und drohender Haltung. Wer der Normandie Etwas anhaben wollte, hatte es mit ihm zu thun.

Dieſe fromme Legende von der Entſtehung des Mont Saint-Michel erzählte mir ein franzöſiſcher Genieoffizier. Auf der Fahrt nach der Küſte erzählte er mirs, am Tag vor Chriſti Himmelfahrt. Und er machte nicht etwa ein verſchmitztes Geſicht dabei, wie Einer, der mitleidig wiedergiebt, was das dumme Volk redet, ſondern er ſprach, ohne eine Miene zu verziehen, wie von einer ganz beſtimmten Thatſache, an die er ſelbſt glaube. „Es wäre gut, wenn der Heilige Michael bei Gelegenheit wiederkäme“, fuhr er lebhaft fort; „es giebt viel bei den Franzoſen, was er ins Meer werfen dürfte.“

Das war eine der Neußerungen, auf die man nicht gut erwidern kann, wenn man ſeinen Nachbar erſt zwei Stunden kennt. Recht geben darf man ihm nicht — Das wäre ſehr unhöflich —; und ihn damit tröſten, daß man auch in Deutſchland manchmal den Heiligen Michael mit Keiſerbefen und Schaufel herbeiwünſchen möchte? Davon war ein franzöſiſcher Offizier auch ohne meine Verſicherung feſt überzeugt. Allerdings war mir aufgefallen, daß er nach den erſten Worten unſerer Bekanntschaft ſaſt freudig überrascht that, in mir einen Deutſchen zu finden. Er hatte mich zuerſt für einen Engländer gehalten. Und Dieſenien ihm doch noch das größere Uebel.

Inzwischen zog der Zug unaufhaltsam dahin, durch die Moienpracht der Normandie. Die überreiche Apfelblüthe breitete sich, mit blendendem Schimmer um braune Weidhütten mit Strohdächern, um altes Gemäuer von Burgen und Kirchen. Abwechselnd zogen meine Gedanken über all die Schönheit hinweg ans Ziel meiner Reise und gingen dann die durchmessene Strecke zurück nach Paris, das ich am Morgen an der Gare Mont Parnasso verlassen hatte. Wird man so herausgerissen zu früher Stunde, dann steht man noch ganz im geistigen Abend, mag der Zug Einen auch schon Hunderte von Kilometern weit entführt haben. So summte es mir denn in den Ohren vom donnernden Pathos eines Ritterchauspiels. Gestern, in der Comédie Française, hatte ich genossen, inmitten eines begeisterten Publikums. Alter Stil in Vortrag und Auffassung, ein Singen statt der Rede; aber so will man's im Hause Molières. Und wie auf der Bühne, so prägt sich aus im öffentlichen Leben, in pathetischen Kundgebungen durch Zeitungen vom Schlage des Gaulois und durch Reden vom Schlage der Droulède.

Da saß mich mein Begleiter beim Arm:

„Sehen Sie, dort ist der Mont Saint-Michel!“

Ich sah nach der angegebenen Richtung. Erst erblickte ich den gligernen Streifen des Meeres, dann darüber, in weiter Ferne, eine Silhouette, die steil gegen den Horizont stieg. Es war nur ein kurzer Augenblick, aber von unerwähllicher Großartigkeit, wie man's selten erlebt. Vielleicht war's der bedeutendste Eindruck der ganzen Reise. Wie aus einer anderen Welt, wie eine Geisterburg blickte es aus leichten Seenebeln zu mir herüber. Sonderbar nur, daß mir gerade diese eine Sekunde nicht die ganze Bedeutung des Wunders vor die Augen zauberte. Mein erster Gedanke galt vielmehr einem großen Dichter des Landes und besonders der Provinz, in der ich reiste: Guy de Maupassant. Ihm, dem Abkömmling jener stolzen Normannen, die die Riesenburg Jahrhunderte lang besetzt hielten, verdanke ich, daß ich sie endlich, nach langem Warten, erblickte.

Ich darf voraussetzen, die überwiegende Mehrzahl der Leser kennt den Meisterroman Maupassants: Notre Coeur. Darin spielt der Mont Saint-Michel ja eine große Rolle. Nicht als historischer Schauplay für die Ritter vom Heiligen Michael, die im dreizehnten Jahrhundert dort oben investirt wurden, nicht für die Mönche, die ihn seit grauer Vorzeit bewohnten, oder für die Gefangenen, die unter den letzten Bourbonen dort langsam verzweifelten, sondern für Menschen unserer Tage. André Mariolle, der sein ganzes Leben der einen Aufgabe gewidmet hat, über das Herz des Weibes zu grübeln, findet dort die schöne Madame de Burne, die Frau, die nicht lieben kann. Sie, die große Dame der vornehmen Welt, hat die bizarre Laune gehabt, ihren Sklaven zum Rembevous an diesen Platz zu bestellen, der, neun Stunden von Paris, eins der größten Monumente der Vergangenheit zu nennen ist. Wunderbar, wie uns Maupassant das Alles erzählt, wie durch die Gänge, Höfe und Säle des alten Schlosses der moderne Mensch mit modernen Empfindungen wandert, der, trotz allen Ertrungenschaften von sogenannter Kultur und von Fortschritt, doch immer wieder auf das Eine zurückgeführt wird, das unverändert das selbe bleibt im Wechsel der Jahrhunderte: das Menschenherz.

Ist nun die Schilderung der Hauptpersonen schon außerordentlich in

solchem Rahmen: der Rahmen selbst, den Raupassant zeichnet, ist es noch viel mehr. Das ganz Ungewöhnliche dieses Schlosses, seiner Lage, seines Baues frappirt so, daß ich, der ich in meinem Leben, weder aus Büchern noch aus Zeitungen, weder in Deutschland noch bei früheren Aufenthalten in Frankreich auch nur das Mindeste vom Mont Saint-Michel gehört hatte, eigens zu dem Zweck, dies merkwürdige Bauwerk zu schauen, dorthin eine Fahrt unternahm, — fast kann ich sagen: eine Wallfahrt. Denn als ich in Pontorson die Eisenbahn endlich verlassen und meinem Begleiter Lebwohl gesagt hatte, begann noch eine Reise auf der Landstraße durch wohlbebaute Felder bis ans Meer hinaus. Ich saß auf einem holprigen Fuhrwerk, neben dem Kutscher und einem alten Abbé. Der Geistliche betete, der Kutscher schrieb auf den Klappen ein. So ging es der sinkenden Sonne entgegen, hinaus zu den Dünen. Bäume und Büsche treten allmählich zurück; die ersten Schuttmassen, die das Meer bei Stürmen ins Land schleudert, schneiden tiefe Furchen in die immer dürrere Vegetation. Ungebuldiger schaue ich aus. Jetzt muß sie bald sichtbar sein, die große Wasserfläche, die mir schon vor drei Stunden zur Höhe von Foligny den leuchtenden Grub sandte. Aber anders kam es, als ich erwartete. Eine Biegung des Weges nach Norden: und ich schaue verwundert auf das Bild, das sich mit einem Schlage vor mir aufröth. Mächtig und übergroß bot es sich dar. Rechts in düstiger Weite die blauen Küsten der Normandie, links, noch entrückter, die der Bretagne; und dazwischen eine unermessliche Fläche von gelbem Sande, die die Sonne mit warmen Tönen durchglüht. Das Meer verschwunden, zurückgegangen bis auf einen kleinen, blaugrauen Streifen am Horizont. Muscheln und Fische hat es wieder hinuntergetragen zum Ausgangspunkt, von dem es gekommen war. Eins aber hat es an seinem Platz gelassen, konnte es nicht mitreißen: die Stammburg des Heiligen Michael, die jetzt aus dem versteinerten Schädel des Teufels vor mir herauswächst.

Erblickt man sie so auf dem breit angelegten Damm, der einzigen Verbindung zwischen der Insel und dem Festland, dann möchte man wirklich meinen, eine überirdische Kraft habe dieses Wunder von Natur und Kunst im Lauf der Jahrtausende zusammengefügt. Und fast scheint es, als ob die Kunst die Natur überflügelt hätte. Aus tropigen Ringmauern, die senkrecht dem Meerboden entsteigen, baut sich der steile Granitkegel heraus. Kleine Häuschen von Fischern, Händlern und Wirthen kleben an seinen Wänden. Wohl behütet sind sie und eingeschlossen, denn die Mauern mit den breiten Rundbögen ziehen sich in stolzen Bindungen immer höher den Berg hinan. Da oben, auf dem breiten Rücken der Insel, fließen Felsen und Bausteine auf einmal zusammen. In ersten, gothischen Linien steigt er hinauf, mit Pfeilern, Bogen, Thürmen, hohen Fenstern und Freitreppen, zu einem unvergleichlichen Ganzen. Immer deutlicher tritt es hervor in den einzelnen Abstufungen. Wegen Osten die Merveille, der schönste Flügel des Riesenbaues, in dem die Mönche gehaust haben, der Eingang zur Abtei mit den massigen Thürmen gegen Süden, die große Kirche mit den schlanken Pilastern und Säulen, der Ritterbau, und hoch über Allem, gegen den Himmel, auf der schwindligen Thurmspitze, dem letzten Ausläufer des dichten Waldes von Zacken und Zinnen, der Heilige Michael in goldener Rüstung mit gezücktem Schwert.

„Nous voilà!“ schreit der Kutscher. Ich springe vom Wagen und trete ein durch die vom Meer schwarzgespülten Mauern. Das Mittelalter selbst meint man zu schauen, wenn man durch die winkligen Gassen weiter wandert. Selbst das kleine, treffliche Hotel läßt noch den Glauben an Herbergen jener Zeiten bestehen, da Kaiser und Könige über die Alpen zogen. Mitten in Felsen ist es gesetzt; vor der stolzen Porta da roi steht es, beim Wappen Karls des Siebenten. Ein gar komplizirtes Haus; ein fortwährendes Auf und Nieder. Ebenes Dahingehen giebt es darin so wenig wie auf der ganzen Insel. Hatte ich doch von der Kneipstube im Parterre in mein in der Dependance gelegenes Zimmer nicht weniger als hundertundfünfzig steile Stufen zu bewältigen. Allerdings ist man da oben schon dicht unter der Kette, und was noch höher zu schätzen ist: dem Auge öffnet sich ein unermesslicher Blick über die ganze Fläche. Nun ist sie fast frei vom Wasser, weithin dehnt sich die Ebbe, nur da und dort strömt noch ein Bächlein ins Meer, woher es gekommen. Leise glückt es herauf aus der Tiefe, als ich jetzt über die Wälle der Ringmauern zum Prochtbau der Merveille hinaufsteige. Riesengroß wächst er empor mit den langen, offenen Fenstern, die gespannt in Meer und Land hinausgähnen. Ein kleiner Wald von Eichen und Ulmen wuchert an seinen steilen Mauern wie Unkraut. Die Stürme, die vom Atlantischen Ocean heraufziehen, haben ihn zerzaust und zusammengepeitscht, diesen einzigen, grünen Fleck der Insel, aber die Bäume haben Widerstand geleistet. Jetzt, am stillen Abend, rauschen ihre Blätter leicht in der Oelust.

Ich setze mich auf der großen Terrasse. Die Sonne ist eben hinter dem Leuchtturm von Saint-Malo untergegangen. Mitter glänzen die Sandplätschen im eintretenden Dämmerlicht. Zwei Fischer mit großen Netzen eilen darüber, heimwärts zur Insel. Feierabend überall. Dicht unter mir in einem Gebäude leuchten die Lichter auf. Ich kann durch die Fenster sehen. Knaben und Mädchen sitzen auf Bänken. Vor ihnen ein Geistlicher, ein alter Mann mit schneeweißem Haar. Mit der Hand giebt er ein Zeichen. Und da tönt es plötzlich zu mir in einfachen, wehmüthigen Klängen. Sonderbar greifts mir an die Sinne. Ich kenne das Lied, das sie da singen. Jüngst hab' ichs gehört, in Paris, in einem rauchigen Cabaret. Dem alten Krüger ward es gesungen, von zweitausend Kindern bei seinem Einzug in Frankreich. Und als es der Chanonnier nach den gewagtesten Joten vortrug, sang Alles mit, mit tiefsten Besichtigern, wie bei einer Leichenfeier. Das wirkte ergreifend dort in der Stadt, wie hier in der großen Verlassenheit, zu Füßen eines Monumentes, wie die Welt kaum ein zweites besitzt. Merkwürdiges Volk! Vor mir wirds lebendig von Rittern und Helden seiner Geschichte, von Sängern und Dichtern, und der Blick geht zur Insel der Seine, zum Stammsitz der alten Lutetia, von dem sie ihre Arme ausstreckte über das weite Gebiet, das jetzt die unvergleichlichste Stadt aller Städte bildet. Die Thürme von Notre-Dame wachsen aus dem Dunkel und zu ihren Füßen sehe ich Den, der sie besungen, den großen Dichter und großen Fanatiker. Wie ihn Robin gemißelt hat, als Verbannten auf dem Felsen von Jersey, so sehe ich ihn vor mir, nackt mit der Keule, und höre ihn singen die Légende des siècles, diese ungeheure Vision von Göttern und Teufeln, die Année Terrible, diese glühenden Nachelieder auf die Schmach von 1870, und die frohlockenden Triumphgesänge, da er sein Vaterland am Mont Saint-Michel wieder betreten durfte.

Als ich am anderen Morgen vor dem Eingang der Abtei stand, fand ich dort etwa hundert Personen. Es war nicht das übliche Fremdenpublikum, das den Bäcker in der Hand und ein Fernglas an der Seite trägt, sondern kleine Bourgeois von Arranches und Pontorson, Bauern der Bretagne, einige Geistliche und Kürassiere. Der Mont Saint-Michel ist Wallfahrtsort geblieben, obwohl die Benediktiner, die sein Schutzpatron auf ihm eingesetzt hat, verschwunden sind; schon seit dem Jahre 1790, wo in Frankreich alle Orden aufgelöst wurden. So gilt denn der endlose Pilgerzug, der sich von Norden, Süden, Osten und Westen an Feiertagen hereinwölgt und in manchen Jahren schon die Höhe von sechzigtausend Gästen erreicht hat, nur noch dem Monument.

Ich stieg hinter dem ganzen Troß her, die endlosen Treppen hinauf, durch die Salto des Gardes zur großen Plattform. Ein Führer in Uniform erklärte mit den Bewegungen einer Marionette, was er tausendmal schon erklärt hat: „Hier in diesen furchtbaren Abgrund ist Gaultier gesprungen, darum heißt die Plattform Saut Gaultier; ein anderer Gefangener, Barbès, ist ihm nachgefolgt. Da ist die Kirche; erbaut im elften Jahrhundert. Jetzt wird sie restaurirt im zwanzigsten Jahrhundert von der Regierung, die das ganze Gebäude erhält. Sehen Sie hinauf in die Höhe: dort steht der Heilige Michael auf dem Thurm. Fremiet hat ihn aus Bronze geschaffen und drei Monate hat man gebraucht, bis man die Statue oben hatte. Dort ist das Meer, in der Ferne Granville.“ Im selben Tone geht es endlos so weiter. Aber plötzlich unterbricht sich der Führer und schreit zu den Kürassieren hinüber: „Hé, les militaires! Wollen Sie Ihre Bleistifte einstecken! Das Beschmieren der Wände ist verboten.“ Manchmal muß der Kernste sogar Kindern wehnen, die noch viel Schlimmeres vorhaben als die Soldaten... Das wurde mir endlich zu dumm. Ich nahm den Führer bei Seite und wandte ein Mittel an, das auch in Frankreich sein Ziel nicht zu verfehlen pflegt. Erst zögerte der gewissenhafte Staatsbeamte, aber schließlich — in den alten Mauern kann nichts mehr gestohlen werden — gab er nach und trieb die ganze Gesellschaft wie eine Herde Schafe zur anderen Thür hinaus.

Ich war allein und konnte gehen, wohin ich wollte, unbehindert durch den ganzen Komplex der Burg; denn bis zum Portal steht Alles offen, Thüren und Fenster, Treppen und Keller. Die ungeheure Fläche von Sälen, Gängen, Gemächern und Säulenhallen erschließt sich dem Beschauenden. Freilich nur das Gerippe. Was an Gold, Silber und Edelsteinen in dieser reichsten Abtei des ganzen Landes aufgespeichert lag, ist entweder vernichtet oder über die Erde zerstreut. Auch die Glocken, die einst oben im Thurm über die Meeresfläche zum Gebet oder zum Kampf riefen, sind verschwunden. Was man zurückgelassen hat, sind nur noch die Totenschädel der Beinergast in der alten Krypta. Dieser kleine, gewölbte Raum ist der Ausgangspunkt des ungeheuren Baues und zeigt, als der verfallene Friedhof der Mönche, zugleich das Ende seiner Bedeutung. Von hier erhob sich auf plumpen romanischen Säulen ein einfacher Rohbau und auf diese Stätte frommen Wunderglaubens haben die Jahrhunderte nach einander Stein auf Stein getragen und nicht zuletzt Kunst auf Kunst.

Staunend sehe ich, was sie geschaffen an gewaltigen Formen, an Säulen, Kapitälern und Wölbungen. Herrlicher Blumenschmuck ist über sie gegossen in zahllosen Friesen, in Rosetten und wundervollen Laubgewinden. So erscheint

der verlassene Kreuzgang hoch oben auf dem Bau der Ritterfüle wie ein Garten, der in üppigster Blüthe steht. Eine reiche, endlose Pracht. In stolzen Gewinden schlingt sich über den romanischen Säulen, das große Viereck hinauf und hinunter. Darüber lacht der blaue Himmel zur offenen Galerie herein und durch die schmalen, gothischen Bogenfenster sieht man hinunter, den Absturz der ganzen Merveille auf Felsen und auf Meer.

Ich schreite den Kreuzgang ab, ich weiß nicht, wie oft, und meine Schritte hallen von den Wänden wider. Dann gehe ich weiter durch die unentwirrbaren Freygänge, wie durch jene märchenhafte Abtei, von der Rabelais im Gargantua erzählt, daß sie hundertmal großartiger gewesen sei als die Schlösser von Bonniwet, von Chambord oder Chantilly. Denn sie bestand aus nicht weniger als 9342 Gemächern, einer Kirche und einem Ausgang nach einem großen Saal, der an Schönheit Alles übertraf, was Menschenphantasie erträumen konnte. Alle Treppen waren aus Porphyr, zum Theil aus numidischem Stein oder buntfarbigem Marmor. Immer nach zwölf Stufen kam ein Absatz; jeder Absatz hatte zwei antike Bogen, durch die das Licht fiel. So stieg man hinauf bis zum Dach, wo das Ganze in einen Pavillon endete.

Wahrhaftig: die Burg, in der ich jetzt selbst verweile, gleicht dem Wunder, das Gargantua einem Mönch aus Dankbarkeit bauen ließ, weil er ihm im Kriege gegen die Zuckerbäcker von Verne beigestanden hatte. Wuchtig steigen die vierzehn Pylonen der oberen Krypta aus der Erde. Jeder dieser Kolosse hat fünf Meter Umfang; und so ragen sie zu bedeutender Höhe, als die tropischen Stützen, bestimmt, den ganzen Niesenbau auf den Schultern zu tragen. Doch von dem finsternen Gewölbe gehts wieder hinauf: über die Wendeltreppen des Baues der Merveille zuerst in die Kümönerie, dann ins Refektorium und schließlich zur letzten Höhe, in den Schlassaal. Hier halte ich ein und schaue mich um. Ein ungeheures Tonnengewölbe spannt sich in lustiger Höhe, zwischen den Wänden, frei, kühn und groß. Man meint, sie versammelt zu sehen, die edlen Thelemiten, deren einzige und oberste Ordensregel in dem stolzen Grundsatz bestand: „Thue, was Dir gefällt.“ Danach handelten sie, danach lebten sie. Sie standen auf, wann sie wollten, sie aßen und tranken, wann sie Appetit hatten, sie schliefen, wann ihnen die Lust dazu ankam. Niemand weckte sie Jemand, eben so wenig, wie sie Jemand zum Essen oder Trinken oder sonst wozu nöthigte. Diese Freiheit feuerte sie zu löblichem Wetzeifer an, nur immer Das zu thun, was dem Andern angenehm war. Sagte Einer: Laßt uns trinken, so tranken Alle; sagte er: Laßt uns spielen, so spielten Alle; und sagte er: Laßt uns lieben, so liebten Alle. Man muß nämlich wissen: die ideale Abtei war nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen bewohnt. Nicht gar zu einsam sollten sich die wackeren Thelemiten fühlen und sie sollten nicht zu leiden haben unter dem Zwange des Celibates. Das schien dem ehemaligen Mönch und Dichter des sechzehnten Jahrhunderts das wahre Kloster auf Erden und so baute er mit der ganzen, echten, sonnigen Klarheit der viellos gaulois das erhabene Lustschloß hoch über den Köpfen von Pharisiern und Muckern. Nicht kostbar genug konnte es sein, um ein Dasein zu bergen, das die Erde noch niemals gesehen hatte. 26394514 Roscnobles stiftete Gargantua zum Unterhalt des Klosters, jährlich zu zahlen an der Pforte der Abtei bis in alle Ewigkeit.

Aber da sieht man, wie vermessen solche Bestimmungen sind. Heute sitzen auf den steinernen Stufen zwei verkrüppelte alte Weiber, die mir die Hände entgegenstrecken und in jammerndem Tönen um ein Almosen betteln. Verschwunden ist Thelema mit seiner Pracht, verschwunden der Traum von Rinne und Freiheit. Ich stehe an dem verschlossenen Thor, ich warte auf den Führer, der zurückkommen soll mit der Menge, — und übermorgen um diese Zeit gehe ich wieder die Boulevards hinunter und setze mich vor das Café de la Paix. Dort werde ich die Wagenburg von Droschken, Automobilen und Equipagen an mir vorbeiziehen lassen und werde mir die heutige Generation auf die Ordensbrüder und Ordensschwestern von Thelema ansehen, von denen Mabelais erzählt, daß die Männer stark und redenhaft waren und daß sie auf ihre Weise gekleidet gingen: die Strümpfe aus schwarzem oder weißem Estamet, die Beinkleider aus Gold- oder Silberbrokat, Damast oder Taffet in verschiedenen Farben, besetzt, gestickt oder verziert je nach Belieben; die Hosenslähe aus Seide der selben Farbe. Brustflaz und Halstuch von Drap d'or oder Drap d'argent oder brocirtem Sammet. Die Frauen aber sollten schlank und zierlich sein und ihre Kleidung war nicht minder eigenartig als die der Männer. Feuerrothe Strümpfe, die ihnen genau bis drei Finger über das Knie reichten, mit schön gestickten Zwickeln und Ausschmittarbeit verziert; Strumpfbänder in der selben Farbe wie ihre Armbänder umschlossen das Bein ober- und unterhalb des Knies. Die Schuhe, Stiefelchen oder Pantoffeln waren aus violetterm Sammet. Ueber dem Hemd trugen sie ein seidenes Leibchen, darüber einen Unterrock aus weißem oder aschgrauem Taffet, über diesem aber einen Rock mit Goldstickerei und Besatz von orangefarbigem, grünem, blauem, erbsengelbem, karmesinfarbigem oder weißem Atlas oder, wenn die Temperatur es verlangte, von Sammet.

... Weitab vom Gang der Erzählung hat mich die sagenhafte Abtei mit ihrem Wundern geführt. Jetzt will ich den Faden noch einmal aufnehmen und zurückkehren zu dem starken Dichter, von dem ich ausging: zu Raupassant. Er geleitet in Notre Coeur seinen Helden und Madame de Burne hoch hinauf über die Dächer der Merveille und des Ritterbaues zu dem Dickicht der Faden und Zinnen. Dort ist eine schmale Treppe, die sich, in einem Bogen gefügt, zwischen zwei Glockenthürmen in den blauen Himmel spannt. Ein wahrer Aufstieg zu den Wolken, von dem sich ein schmaler Sims dicht am Rande der Tiefe weiterzieht, der ehemals des fous, wie ihn der Volksmund getauft hat. Auf dieser schwindligen Höhe, wo ein dominirender Blick sich öffnet über Land und Gewässer, stand ich am frühesten Morgen meines Abschiedes und schaute zum letzten Mal auf die ganze Pracht und Herrlichkeit, die um mich gebreitet lag. Die Sonne war noch nicht herauf über die Höhen von Avranches und der Himmel wölbte sich in jenem ungewissen Zwielicht, das nicht Grau von Blau unterschiden läßt. Totenstill ist es in der Runde. An der eisernen Fahnenslange des Ritterhauses unter mir hängt die französische Tricolore, schlaff und bewegungslos, die gestern weit entfaltet im Westwind den Ankommenden ihren Gruß entgegen sandte. Wie eine ungeheure Wüste ruhen die Sandflähen in der Ebbe. Jetzt ist das letzte Wasser in ihnen vertrocknet; die Bäche sind lange verdorrt. Nur dort im Osten, wo sich hellere Streifen zeigen, wälzt sich lautlos ein breiter Fluß zwischen dürftigen Matten daher. Doch er mündet nicht in rauschende Fluthen; weithin zerfließt er, wie der Inhalt eines umgestoßenen Bechers.

Ich schaue nach oben zu dem Schuppentron des Landes, der mir auf der Fahrt von Pontorson wie ein Meteor aus der Ferne erschienen war. Ich erkenne deutlich seine Flügel, ich sehe die Federn seiner stolz geschwungenen Flügel. Mit blutigen Strömen zieht das erste Frühroth über sein hochgehobenes Schwert. Wie die Verkörperung aller Größe und Ritterschaft erschien er mir da, als Symbol der gewaltigen Vergangenheit der Burg und des Landes, aber auch als Sinnbild der Sehnsucht aller Franzosen, die den Heros herbeiwünschen, der ihrem Lande die alte Stellung zurückzuerobern vermag. Wer es auch sei: ihn würden sie dreimal höher noch als den Heiligen Michael stellen und ihm zu Füßen würden sie eine Burg von Thelemas unvergleichlichem Glanz errichten. Kein Ruhm, keine Ehre würde genügen für ihn, kein Künstler wäre würdig genug, ihn der Nachwelt zu überliefern.

Aber die Blüthezeiten der Ritterschaft sind vorüber und mit dem brennenden Frühroth erlischt auch der Glanz, der über den Erzengel hoch auf der Thurmspitze ausgegossen war. Mit düsteren Tönen überzieht sich plötzlich die Landschaft. Ein schneidender Wind weht nun von Englands Küste herüber. Seemöven flattern mit kreischenden Tönen in der Luft; und vom Meer herauf, das bis jetzt unbewegt in der Ferne gelegen, wie ein toter See, wälzt sich den ganzen Horizont entlang ein weißer Streifen. Näher und näher kommt er, die Sandfläche herauf, der milchige Gischt, wie ein Gespenst aus der Tiefe, Alles überströmend, Alles mit sich fortziehend, was nicht zur rechten Zeit vor seiner Gewalt Rettung gesucht hat. Jetzt ist er ganz bei der Insel, jetzt prallen die ersten Fluthen an die Felsen, daß es zischt in Myriaden glitzernder Tropfen. Noch einmal stürmen sie wieder zurück über die frischbespülte Fläche: aber schon wälzen sich neue Fluthen heran, stärker und mächtiger als die vorigen, und jetzt brausen sie im Triumph um die ganze Insel. Der Wind heult und in dem Aufruhr aller Elemente wächst es hervor aus der gewitterschwülen Atmosphäre des leimenden Frühlingstages zu neuen Gestalten und Bildern. Nicht mehr die Mitglieder des Ordens vom sonnigen Dasein, die ein Dichter vergangener Zeiten gezeichnet hat, sondern Erscheinungen des Grams und des Elends, die ein Dichter der Gegenwart schildert. Als schreckliche Wahrheit schreiten sie über das Land unter dem Glanze der aufgehenden Sonne: Weiber, denen der Wind in den gelösten Haaren zauft, denen das nackte Fleisch durch die zerrissenen Lumpen blickt. Etliche tragen ihre Kinder, heben sie, schwenken sie in der Luft wie eine Fahne der Trauer und der Rache. Dann kommen die Männer, Jünglinge, Greise, eine kompakte Masse, die so eng gedrängt vorüberschiebt, daß man weder die farblosen Hosen noch die Jacken unterscheidet. Ihre Augen brennen, man sieht die schwarzen Höhlen ihrer geöffneten Lippen, wie sie die Marcellaise singen, deren Strophen in einem wüsten Gebrüll verklingen. So wird vielleicht einmal das aus seinem Joch losgerissene Volk vorüberstürmen, wird triefen vom Blut der Bürger, wird abgeschchnittene Köpfe einhertragen und das Gold aus den erbrochenen Kassen auf die Erde streuen. Dann wird kein Stein auf dem anderen bleiben, riesige Feuerbrände werden der Nacht leuchten, wenn die wilden Dorden die alte Welt auskehren und wenn Alles wieder zurückkehrt zum Leben der Wilden, — bis neue Gebilde entstehen.

Doch nicht dieser furchtbare Schrei nach Brot und Vergeltung soll mich

begleiten beim Abschied von der einzigen Insel. Hinweg über alle Kämpfe der Gegenwart soll mein letzter Blick nur der Vergangenheit gelten.

Was die neue Welt aufbaut, mag sie erst noch beweisen und Spätere mögens erkennen. Ich aber will mich an Dem freuen, was die alte uns schuf. Mächtig und stolz ragt es aus den Fluthen, ein Zeugniß der Größe ihrer Schöpfer, ein Zeugniß der ewigen Kunst. Und hoch im Winde flattert darüber jetzt wieder die weitentfaltete Trifolore. So mag in vergangenen Tagen das Banner der Normannen da oben geweht haben, als mit der Fluth die Feinde heransauften und den Berg zu nehmen suchten, der niemals genommen wurde. So mag es gewettert haben in der Stunde, als Louis d'Estouteville im fünfzehnten Jahrhundert dreimal die Engländer zurückwarf, da sie dies wichtige Bollwerk besetzen wollten, und als in grauer Vorzeit Theodosius der Große zu Füßen des Berges mit dem Usurpator Maximus halb auf dem Lande, halb im Wasser gerungen hat. Große, starke Erinnerungen, die keine kommenden Generationen, keine sozialen Kämpfe an diesem Plage jemals verlöschen können. Hat man sie aber gewaltsam erstickt, dann werden sie von selbst wieder auferstehen, denn die Wellen, die jetzt höher und höher steigen, erzählen für immer mit grossender Macht von Kämpfen und Siegen.

Noch stärker aber spricht in unvergänglichlicher Schönheit der Bau von innen und außen. Im vollen Glanz der höher steigenden Sonne liegt er vor mir, während ich jetzt die Wälle und Ringmauern langsam hinabwandere zum wartenden Schiff, das mich über das Meer nach Grandville tragen soll. Längst ist das Segel entfaltet, aber immer noch sehe ich von der schaukelnden Wassersfläche auf die schwindlige Höhe, hin über die kühnen Formen und Linien. Ein überschwängliches Gefühl von Freude und Heiterkeit kommt über mich, ein großes Bedenken Derer, die einst dort oben gehaust haben. Und da, beim letzten Straß an das ewige Monument, seh ich die stolzen Verse vor mir, die Nabelais mit flammenden Buchstaben über den Eingang von Thelema schrieb:

„Nicht hier herein, Ihr Muder, Menschenkinder,
Ihr Hungerleider, die Ihr geizt und spart,
Ihr Geier, Nebelfresser, Mammonsfinder,
Blutsauger, Raben, die mit maulwurfsblinder
Begier das Geld Ihr einschartt und bewahrt,
Nur immer häuft und Freuden anderer Art
Nicht kennt, bis Ihr genug gehungerleibert
Und Euch der Tod sein Halt! entgegenkleubert.

Ihr aber, die Ihr brav seid, gut und bieder,
Willkommen hier, willkommen! Tretet ein!
Dies ist der Ort, hier laßt Euch traulich nieder!
Und kommt Ihr heut und kommt Ihr morgen wieder,
Solls uns und Euch zu Lust und Freude sein.
Wie groß an Zahl, wie vornehm oder klein:
Ihr seid mir Alle stets die Lieben, Werthen,
Seid Hausgenossen mir und Lustgeführten!“

Der Tod des Selchers Schmel.

Wenn Einer glaubt, daß die geheimen Lehren des Mittelalters mit den Hegenprozessen ausgestorben seien oder daß sie gar auf bewußter oder unbewußter Täuschung beruhen, so ist er arg im Irrthum.

Niemand hatte Das besser begriffen als Amadeus Beverta, der heute im okkulten Orden der Hermetischen Brüderschaft von Luxor unter symbolistischem Gepräge zum „supérieur inconnu“ erhoben worden war und jetzt nachdenklich — durchschauert von den Lehren des Buches Lambertus — auf einem behauenen Steinblock am Abhange der „Rusler Stiege“ sitzt und schlaftrunken in die blaue Nacht hinausgähnt.

Der junge Mann läßt all die fremdartigen Bilder im Geiste an sich vorüberziehen, die heute Abend vor sein Auge getreten waren. Er hört wie aus weiter Ferne noch die eintönige Stimme des Archäologen Ganefha: „Die erste Figur, über die man das Wort Hom aussprechen muß, zeigt sich unter einer schwarz und gelb gemischten Farbe; sie ist in dem Hause des Saturn. Wenn unser Geist einzig mit dieser Figur beschäftigt ist, wenn unsere Augen fest auf sie geheftet sind und wir in uns selbst den Namen Hom aussprechen, so öffnen sich die Augen des Verstandes und man erwirbt sich das Geheimniß . . .“ Und die Brüder des Ordens standen umher, das blaue Band um die Stirn geschlungen und die Stäbe mit Rosen bekränzt. Freie Forscher, die die Tiefen der Gottheit ergründen, mit Masken und weißen Talaren, damit Keiner den Anderen kenne und Keiner vom Anderen wisse. Wenn man einander aber auf der Straße begegnet, erkennt man sich am Händedruck. Ja, ja, — solche Institutionen sind oft unerforschlich und wunderbar.

Amadeus Beverta greift unter seine Weste, ob er das Abzeichen seiner neuen Würde, die goldene Münze mit dem emailirten Traubenkern, noch habe, und wiegt sich im Gefühl stolzer Ueberlegenheit, wenn er an diese schlafenden Menschen in dem nächtlichen Häusermeer denkt, die nichts Besseres kennen als die Mysterien der Magistratsverlässe, und wie man gut esse und viel trinke. Er wiederholte sich, an den Fingern zählend, all Das, was von jetzt ab streng geheim zu halten sei.

Wenn Das so fort geht, flüstert ihm jenes niederträchtige innere Ich zu, das begeisterte deutsche Poeten so schön unter dem Sinnbild des „schwarzen Ritters zur Linken“ verhüllen, so werde ich schließlich noch das Einmaleins geheim halten müssen. Doch schnell jagte er mit einem energischen Fußtritt diesen Teufel in seine finstere Welt zurück, wie es einem jungen supérieur inconnu geziemt und wie es die Brüderschaft von ihm erwartet.

Die letzte Straßenlaterne in seiner Nähe hat man erdroffelt und über der vom Dunst verüllten Stadt flimmert nur das schwache Licht der Sterne. Sie blinzeln gelangweilt auf das graue Prag und gedenken trübsällig der alten Zeiten, da noch der Wallensteiner von seinem Schloß auf der Kleienseite grübelnd zu ihnen emporblickte. Und wie die Alchemisten Kaiser Rudolfs in ihren

Schwalbennestern auf der Daliborka nachts kochten und murmelten und erschreckt die Feuer löschten, wenn der Mars in Mondesnähe kam. Die Zeiten des Nachdenkens sind um und Prag liegt und schwarz wie ein betrunkenes Marktweid.

Ringsum hügeliges Land. Ernst und geheimnißvoll schweigt das Rusler Thal vor dem träumerischen Geheimjünger. Im fernen Hintergrunde die massigen, tiefdunkeln Wälder, in deren Lichtungen die Strolche schlafen, die noch keine Anstellung als Detektives gefunden haben. Weiße Nebel tanzen auf den nassen Wiesen, — aus tiefer Ferne ruft das verträumte Pfeifen der Lokomotiven eine kranke Sehnsucht wach.

Amadeus Beverka denkt und denkt: Wie stand es doch in dem alten Manuskript über die verheißenen Offenbarungen der inneren Natur, das während der zwanglosen Besprechung Bruder Sesostris vorgelesen hatte?

„Wenn Du in den Nachthimmel siehst und willst das Schauen erlangen, so richte Deinen Blick auf einen Punkt, den Du Dir in weiter Ferne denkst, und schiebe ihn immer weiter und weiter von Dir weg, bis Du fühlst, daß die Achsen Deiner Augen sich nicht mehr schneiden. Dann wirft Du mit den Sinnen der Seele sehen: ernste, traurige und komische Dinge, wie sie im Buch der Natur aufgezeichnet sind; Dinge, die keinen Schatten werfen. Und Dein Sehen wird mit dem Denken verschmelzen.“

Der junge Mann schaut hinaus in das wolkenlose Dunkel, bis er seine Augen vergißt. Geometrische Figuren entstehen am Himmel, wachsen und verändern sich; sie sind dunkler als die Nacht. Dann schwinden sie und Geräthe erscheinen, wie sie das banale Leben braucht: ein Rechen, eine Diebflamme, Nägel, eine Schaufel. Und jetzt ein Sessel, mit grünem Ripps bezogen und zerbrochener Lehne.

Beverka quält sich ab, die alte Lehne durch eine neue, gesunde zu ersetzen. Vergebens. Jedesmal, wenn er glaubt, am Ziel zu sein, zerrinnt das Bild und fährt in seine alte Form zurück. Endlich verschwindet es ganz, die Luft scheint wie Wasser und riesige Fische mit leuchtenden Schuppen und goldenen Punkten darin schwimmen einher. Wie sie die purpurnen Flossen bewegen, hört er es im Wasser brausen. Erschreckt zuckt Amadeus zusammen, wie ein jäh Erwachender: eintöniges Singen dringt durch die Nacht. Er steht auf: Leute aus dem Volk, slavischer Gesang. Schwermüthig nennen es Alle, die davon erzählen und es doch nie gehört haben. Glücklich der Sterbliche, der es nie vernahm!

Im Westen ragt das Palais des Selchers Schmel.

Wer kennt ihn nicht, den Hochverdienten! Sein Ruhm klingt über die Lande bis an das blaue Meer. Gothische Fenster schauen stolz hinab ins Thal. Die Fische sind verschwunden und Amadeus Beverka sucht von Neuem das Sehfeld in der Unendlichkeit.

Ein heller Fleck, kreisrund, der sich mehr und mehr weitet, leuchtet auf. Rosa Gestalten treten in den Brennpunkt, mikroskopisch klein und doch so scharf, wie durch eine Linse gesehen. Von blendendem Licht beschienen, — und die Körper werfen keine Schatten.

Ein unabsehbarer Zug marschirt heran, rhythmisch im Takt; es schüttelt die Erde. Schweine sind es. Schweine! Aufrecht gehende Schweine! Voran die edelsten unter ihnen, die ersten im Zuge der Seelenwanderung, die schon auf

Erden die tapfersten waren und jetzt violette Cerevisklappen tragen und Couleurband, damit Jeder sehe, in welcher Gestalt sie sich dereinst wiederverkörperten werden. Schriill tönen die Querpfeifen der Spielleute, immer breiter drängen die rosa Gestalten und in ihrer Mitte wankt ein dunkler, gebückter menschlicher Schemen, gefesselt an Händen und Füßen. Es geht zum Richtplatz; zwei gekreuzte Schinkenknochen bezeichnen die Stätte. Schwere Ketten von Knackwürsten hängen an dem Gefangenen nieder und schleppen ihm nach in dem wirbelnden Staub.

Die Querpfeifen sind verstummt; es steigt der Kantus:

„Das ist der Selcher Schmel,
Das ist der Selcher Schmel,
Das ist der leberne Selcher Schmel,
ja, ja
Selcher Schmel.

Das ist der Selcher Schmel!

Nun haben sie Halt gemacht, sammeln sich im Kreise und harren des Urtheils. Der Gefangene soll sagen, was er zu seiner Bertheidigung vorzubringen hat. Jedes Schwein weiß doch, daß man dem Beschuldigten alle Anklagepunkte zu nennen hat, genau so wie in einem Ehrenrath. Ein riesiger Ober mit blattiger Schärze hält die Bertheidigungsrede. Er weist darauf hin, daß der Angeklagte nur im besten Glauben und in flammender Begeisterung für die heimische Industrie zu handeln vermeinte, als er Tausende und Abertausende der Jhrligen dem Magen der Großstadt überlieferte. Alles umsonst. Die zu Richtern ernannten Schweine lassen sich durch die Bestimmungen des Gesetzbuches nicht beirren und ziehen erbarmungslos die schon vorbereiteten Urtheile aus den Taschen, wie sie es so oft bei Lebzeiten gesehen haben und wie es Sitte ist auf Erden.

Der Verurtheilte hebt stehend die Hände empor und bricht zusammen.

Das Bild erstarbt, verschwindet und kehrt von Neuem wieder. So rollt sich die Vergeltung ab, bis auch das letzte Schwein gerächt ist.

Amadeus Beverla fährt aus dem Schlummer; er hat sich mit dem Kopf an dem Griff seines Stodes gestossen, den er in beiden Händen hält. Wieder fallen ihm die Augen zu und wirre Begriffe tanzen in seinem Hirn. Diesmal wird er sich Alles genau merken, damit er es weiß, wenn er erwacht. Die Melodie will ihm nicht aus dem Kopf:

„Wer kommt dort von der Häh',
Wer kommt dort von der Häh'?
Wer kommt dort von der lebernen Häh'
Sa, ja, lebernen Häh',
Wer kommt dort von der Häh'.

Und dagegen läßt sich nicht ankämpfen.

Prag.

Gustav Meyrink.



Anzeigen.

Die Herzogin von Assy. Von Heinrich Mann. Drei Bände: Diana, Minerva, Venus. München, Verlag von Albert Langen, 1903.

In der Noth der epischen Dichtung, die das erschreckendste Zeichen unseres Literaturniveaus ist, darf man wohl wagen, einige heftige und starke Worte des Ruhmens über einen Roman auch dann zu sagen, wenn das Werk nicht harmonisch, ja, nicht einmal frei von Affektirtheit ist. Man muß schließlich nicht übersehen, daß auf der Suche nach einer eigenen Ausdrucksform und einem persönlichen Stil die Gefahr mancher Manierirtheit sehr nah liegt. Das soll mich also nicht abhalten, diesen dreibändigen Roman von Heinrich Mann Allen zu empfehlen, für die der „Jörn Uhl“ doch nicht Eins und Alles ist. „Die Herzogin von Assy“ ist vor Allem wirklich ein Buch unserer Zeit. Gewiß nicht von Ewigkeitwerth. Aber dafür nur in unseren Tagen möglich. Es giebt das Gefühl unserer Kultur wieder und bringt endlich einmal, statt endloser psychologischer Analyse des Künstlermenschen, eine Fülle von Stoff. Natürlich handelt es sich für den Dichter darum, einen Menschen, diese ewig suchende Herzogin von Assy, im Kampf mit dem Schicksal sich erweisen zu lassen. Das giebt ihm die gut genützte Gelegenheit, eine Fülle von Lebenserscheinungen, ein, wenn man so sagen darf, Prisma dieser Menschlichkeit, gebrochen vorzuzeigen. Die Herzogin von Assy, die letzte Tochter eines alten und seltsamen, reichen und wie zur äußersten Krankenblüthe gelangten Geschlechtes, hat einen weiten Lebensweg zu gehen. Den Weg der ewigen Sehnsucht, des ewigen Verlangens, der ewigen Lebensneugier und Lebensgier. Sie will erkennen, fühlen, spüren. Vielleicht erschreckt Heinrich Mann, wenn man ihm sagt, daß er den phantastisch umrankten Typus des weiblichen Gnostikers gestaltet hat. Die Herzogin, die blutjunge Witwe eines ungeheuer reichen Fürsten, trotz der Ehe noch Mädchen, fängt ihr waches Leben mit politischer Betriebsamkeit an. (Diana.) Sie zettelt Revolutionen an, lernt das Fieber selbst gemachter Weltgeschichte zugleich mit der merkwürdigen Artung des Menschengeschlechtes, das nie einfach heroisch oder einfach klein und feig, sondern immer wieder Beides zugleich ist, kennen; und zugleich auch, in einer Umarmung zwischen zwei politischen Geschäften, den Mann. Aber was ist Das für eine seltsam übertriebene, aufgebauhte Sache, diese Liebe oder Erotik oder Geschlechtlichkeit? Die Herzogin durchkostet vielerlei Politik, Lebensgefahr und Intriguenpiel. Alles nichts; eine Lebensperiode. Sie wendet sich zur Kunst. (Minerva). Ihr Dasein: Feste, Maecenasenthum, der Glanz erhabener Werke; ein Schimmer warmer Menschlichkeit bringt schon zu ihr und mählich gewinnen die Sinne ihr Recht. Die Statuen führen sie zu den Rädern. Und endlich der dritte Band: Venus. Die Herzogin als Liebende, als Sollweib, — als Geschlechtsthier. Wiederum auf der Suche, von einem Mann zum anderen, vom Sollkräftigen zum Jüngling, vom Tyrannen zum Dehnwüthigen, wird durch alle Abstufungen der Sinnentaumel gepeitscht, ernsthaft von Leidenschaft ergriffen oder nur geilen Spielen lästern und neugierig ergeben. Vom Einen zum Anderen, bis sie sich fast Keinem mehr versagt. Bis ihre Sinne zerbrochen, zermüht, vermorcht sind. Bis sie Alle in Raserei versetzt, die in ihren Bereich kommen, eine Nänade der Erotik und zugleich selbst stets auf der

Suche, auf der Suche . . . Bis sie umgeben vom Gekreisch früherer Arbeiter, jetziger Däflinge und gieriger Erbschleicher ihr Leben lassen muß. Dieser Band ist der stärkste des Zyklus, bringt die Gestalten am Schärftsten, hat den heftigsten Athem. Man muß sich natürlich hüten, das Leben der Herzogin von Ussy als typisches Weiberschicksal oder als Schicksal der eigenkräftigen weiblichen Individualität zu nehmen. Nichts wäre tödlicher. Man übersehe nicht, daß es drei Bände sind: Politik, Kunst, Erotik; daß aber Alles, was sich auf die nächste Generation, auf Mutterchaft bezieht, nur in Verzerrungen angedeutet ist. Die Herzogin sehnt sich zuletzt nach einem Kinde. Es ist ausgesprochen: hier liegt die Erfüllung. Aber dieses Schicksal ist ihr, der letzten, degenerierten Erbin alter Sünden, ver sagt; die Verfehlung der Ahnen und eigene Schuld nahmen es ihr. Und deshalb ist ihr Weg lang und führt dennoch zu keinem Ziel . . . Der Roman reizt durch seinen Stoff, durch die Fälle des Dargestellten. Man sollte in Deutschland es endlich einmal zu schätzen anfangen, wenn Jemand sich um die Schilderung absonderlicher Kultur- und Lebenssphären bemüht. Ich wünsche dem Verfasser ernsthafte Leser, die beim ersten Bande anfangen und nicht allzu hastig nach dem dritten (erotischen) greifen. Sie kommen sicherlich auch bei dem ersten auf ihre Rechnung.

W. Fieb.

Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung. Breslau 1903, S. Schottländer. 2,50 Mk.

Das Verzeichniß der in den letzten Jahrzehnten über die Frauenfrage erschienenen Bücher füllt einen stattlichen Band; etwas Neues zu sagen, muß hiernach schwer erscheinen. Und doch ist die Frauenbewegung heute noch so weit vom Ziel, sind wir selbst auf die Umwälzung, die sie in und außer uns vollbringen müßte, so wenig eingerichtet, daß wir gestehen müssen: Noch ist herzlich wenig geleistet. Die einschlägige Literatur zeigt uns meist Unklarheit und unsicheres Tasten; über Gleichgültiges, etwa den Hirngewichtsunterschied, sind ganze Bibliotheken geschrieben; vor den wichtigsten, drohendsten Problemen: Mutterchaft, Ehe, Familie, treibt man Straußenpolitik. Ich erkenne die Gleichwertigkeit — nicht: Gleichartigkeit — von Mann und Weib an; hieraus folgt grundsätzlich der Anspruch auf soziale Gleichberechtigung, wie sie einst bereits in den einleitend von mir geschilderten Urzuständen des „Mutterrechtes“ mit ihren eigenartigen Geschlechtsbeziehungen vorherrschte. Ist solcher Zustand gerecht und gesund, so ist die zweifelloso bestehende grelle Verschiedenheit in der sozialen Machtverteilung an die Geschlechter ungesund. Ich suche daher die wirklichen Ursachen dieser Verschiedenheit nach Art und Stärke zu zeigen. Ich bekämpfe die von der Sozialdemokratie verbreitete Anschauung: nur die von ihr erstrebte wirtschaftliche Umwälzung könne der Frau helfen. In der Erörterung der Mutterchaft begründe ich die Forderung völliger Gleichstellung der unehelichen mit dem ehelichen Kindern. Den Fortschritt der Bewegung hemmt die heute noch herrschende Weltanschauung; die Schilderung ihrer Schäden giebt mir Anlaß, auf die Stellung der Kirche zur Gleichberechtigung und auf Nietzsche's Philosophie einzugehen. Ich komme zu dem Ergebnis, daß nicht die Sozialdemokratie, sondern das sich fortentwickelnde Sittlichkeits- und Rechtsgefühl, die allmähliche Wandlung der dem

allgemeinen natürlichen Entwicklungsgeß unterliegenden Weltanschauung das Gleichgewicht der Geschlechter herzustellen berufen ist.

Dr. Max Thal.

Unschuld. Richard Edsteins Nachfolger, Berlin.

Es gab einmal einen Vogelsteller, dem schon Vögel aller Arten ins Netz gegangen waren. Da erzählte man ihm eines Tages von einer Vogelart, die weder zur Gattung der Hie-, Nuy- noch Singvögel gehöre, aber ein schneeweißes Gefieder besitze und in einem eng umhegten Garten haufe. Damit diese seltenen Vögel nicht entfliehen oder Sehnsucht nach der Welt da draußen bekämen, hatte man ihnen die Flügel gestupft und ein zierliches Schleierchen vor die Augen gebunden. Das sollte ganz besonders reizend aussehen. Von der Stunde an träumte der Vogelsteller von diesen weißen Vögeln. Und siehe da: einmal geschah es, daß ihre Eigenthümer das Gartenthor offen ließen und ein Vogel herausflüchte und bis ans Haus des Vogelstellers lief. Da er durch sein Schleierchen nicht ordentlich sehen konnte, rannte er geraden Weges in eins der dort gelegten Netze. Glücklicher Vogelsteller! Er riß das Schleierchen von den Augen und freute sich kindisch darüber, daß sie ihn so possitlich erstaunt und verschlafen anblinzelten. Aber schon nach wenigen Tagen fing sein Besiß ihn zu langweilen an. „Du dummer Vogel“, sprach er, „was soll ich mit Dir, der Du weder singen noch Kunststücke machen oder fliegen kannst und keine andere Schönheit Dein eigen nennst als Dein weißes Kleid?“ Und zornig gab er dem Vogel die Freiheit. Da stürzten die anderen Besiederten über den Gefährten her und rupften ihm seine schneeweißen Federn aus; und weil das Schleierchen erst zu kurze Zeit entfernt war und das Auge noch nicht sehen gelernt hatte, auch die gestupften Flügel nicht in die Rüste trugen, mußte das Vöglein sich gefallen lassen. So ward aus dem weißen in kurzer Zeit ein schmutziger grauer Vogel, der Keinen mehr reizte. . . Dieses Märchen gab mir den Gedanken ein, meinen Roman von der Unschuld zu schreiben.

Jena.

M. Rosjak.

Lieutenants-erinnerungen eines alten Kurheffen, halbvergeßene Geschichten aus den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, erzählt von D. S. Coester, geb. von Bischoffshausen. Verlag N. S. Elwert's Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Wenn ich, obgleich nicht Kritiker von Beruf, unternehme, für die „Lieutenants-erinnerungen eines alten Kurheffen“ an dieser Stelle ein Wort einzulegen, so geschieht es, weil ich seit langer Zeit, trotzdem es mir nicht an Zusendungen aller Art mangelt, kein Buch gelesen habe, das mich in seiner Art so interessirte wie dieses. Nicht um große Ereignisse handelt es sich in dem Buch. Ein nach Sensation lästerner Leser wird bei der Lecture nicht auf seine Kosten kommen. Das, was dem Buche den Reiz und den Werth verleiht, ist die naturgetreue und wahre Schilderung der damaligen Zeit; es ist ein Stück Kultur- und Sittengeschichte, das wir kennen lernen. Sehr unterhaltend ist das gesellschaftliche Leben geschildert und auch die dienstlichen Verhältnisse mit dem traurigen Avancement treten uns lebendig vors Auge.

Dresden.

Freiherr von Schlicht.

Maflerfrieg.

In der Burgstraße ist ein Bruderkrieg entbrannt. Jahrzehnte lang schon konkurriren bei uns, ähnlich wie in Paris, mit den offiziellen Maklern die Leute, die ohne amtlichen Auftrag Börsengeschäfte vermitteln. Die Eigenart des deutschen Börsenverkehrs zwang die Kursmakler, gerade den Theil dieser Konkurrenz wehrlos zu dulden, der ihnen die fettesten Vermittlergebühren fortschnappte. Im Terminhandel herrscht nach wie vor dem Börsengesetz der Privatmakler. Diese Terminmakler sind kaum noch als Vermittler anzusehen; sie sind zu Spekulanten geworden. Bei den steten Schwankungen der Terminkurse kann der Bankier nicht erst einen Makler mit Kauf oder Verkauf von Werthpapieren beauftragen; so geht er denn zu der Maklergruppe, deren Spezialität der Handel in dem ihn interessirenden Papier ist, und sucht dort das Geschäft so gut, wie die Gunst oder Ungunst der Stunde es gestattet, abzuschließen. Der Makler, der zu vortheilhaften Kursen ein Werthpapier vom Bankier übernimmt, thut es oft, weil er weiß, daß ein paar Schritte weiter schon ein anderer Bankier darauf wartet, ihm die Waare abzunehmen. Diese Fälle, in denen sich wirklich um reine Vermittlerthätigkeit handelt, sind aber selten geworden, seit Angebot und Nachfrage an den deutschen Börsen so arg vermindert sind. Heutzutage ist der Makler meist Spekulant: er hofft auf seinen Glücklichern und sieht in der halben Mark vom Tausend, die Käufer und Verkäufer ihm als Courtage zahlen, weniger eine Vermittlergebühr als eine Risikoprämie. So betrachtet, erscheint diese Provision aber lächerlich gering; oft sind ja die Papiere, in denen spekulirt wird, an einem einzigen Börsentag den wildesten Schwankungen ausgesetzt. Auf den Spekulationmärkten ist die Konkurrenz der Makler groß und der coulanteste — richtiger: der tollkühnste — trägt gewöhnlich den Sieg davon. Diese Leute müssen geschickt sein und die möglichen Kursbewegungen vorauswittern, aber auch eine gewisse Kreditfähigkeit haben; denn sie bekommen vom Bankier nicht einen festen Auftrag, sondern dienen ihm als Werber für spekulative Zwecke und sollen selbst erst die Aufträge finden. Das Streben nach Jungbilität des Börsenverkehrs hat deshalb zur Gründung großer Makler-Aktienbanken geführt, die auf allen Märkten Agenten haben und für deren Geschäfte bürgen. Diese Maklerbanken herrschen heute; sie sind mindestens eben so mächtig wie die offiziellen Kursmakler und drängen sehr oft sogar diese Wettbewerber in den Hintergrund. Der Kursmakler wagt nicht, das ihm allein vorbehaltenen Recht zur Feststellung des ersten Kurfes auszuüben, ohne die Direktoren oder Hauptagenten der Maklerbanken hinzuzuziehen, und er notirt während der Börsenstunden jede durch Geschäfte seiner Konkurrenten bewirkte Kursschwankung, — wenn er nicht etwa durch solche Notiz an eigenen Aufträgen Schaden leidet. Doch auch dann findet er meist noch einen billigen Ausgleich. Im ganzen Gebiet des Terminhandels wird der amtliche Makler als quantités négligeables behandelt; und von Zwei bis Drei, in der letzten Börsenstunde, wo es einen offiziellen Verkehr gar nicht mehr giebt, gelten überhaupt nur die von einer Maklerbank festgestellten Kurse.

Anders als im eigentlichen Jagdrevier der Spekulanten ist's auf dem Kassamarkt, wo die kleineren Renten- und Kassapapiere umgesetzt werden. Hier werden zwischen Eins und Zwei Einheitskurse festgesetzt, zu denen sämmtliche vorliegen-

den Aufträge ausgeführt werden können. Hier herrscht der beamtete Makler; ihm werden die Kauf- und Verkaufsaufträge zur Notiz aufgegeben und er streicht, meist ohne irgend ein Risiko, seine Vermittlerprovision ein. Aber der Börsenverkehr beginnt schon um Zwölf, in anderthalb Stunden kann viel geschehen und ein großer Theil der Aufträge ist vor Zwölf bereits den Banken und Bankiers zugegangen. Man versucht, so viel wie möglich von den Kassaordres zu kompensiren, und umgeht dabei gern den offiziellen Makler. Der amtliche Kurs wird dadurch ja nicht beeinflusst, denn Kauf- und Verkaufsaufträge, die gegen einander aufzurechnen sind, können natürlich nicht auf den Preis wirken. Den Bankier oder Bankbeamten würde die Arbeit solcher Kompensation zu viel Zeit kosten und so ist im Lauf der Zeit eine besondere Klasse von Maklern entstanden, die diese Mühe auf sich nehmen. Das ist reine Vermittlerthätigkeit: der Makler übernimmt das Papier nicht zu festem Kurs, sondern hat nur den Auftrag, einen Kontrahenten zu suchen, und als Preis des Geschäftsabchlusses gilt selbstverständlich der Kurs, der später in den Schranken der amtlichen Makler festgestellt wird. Da jedes Risiko wegfällt, begnügen sich die Makler hier mit einer geringeren Vermittlergebühr; sonst könnten sie gegen die Konkurrenz der Vereideten Makler ja nicht aufkommen. Mit dem Risiko fällt aber auch der Anspruch auf Kreditfähigkeit; natürlich findet man also in dieser Maklerklasse andere Elemente als in der auf dem Spekulantemarkt thätigen. Ohne einen Pfennig Vermögen kann Jeder den ihn übermittelten Auftrag ausführen. Kein Wunder, daß sich in diesem Bezirk die Proletarier der Börse sammeln. Um das nicht sehr große Häuflein Derer, die schon seit Olins Zeit solche Vermittlergeschäfte machen, scharen sich allerlei Deklassirte: Bankiers, die ihre Kunden, Bankbeamte, die ihre Stellung verloren haben, Leute, die in verzweifelnem Ringen gegen die Uebermacht des Großkapitals bis auf diesen Nothposten zurückgedrängt worden sind. Einzelnen geht es da leidlich gut; die Courtagen häufen sich und aus dem ruinirten Bankier wird allmählich ein wohlhabender Makler. Die Meisten aber scheitern an dieser Klippe oder schämen sich nur mit äußerster Anstrengung vor dem stündlich drohenden Schiffbruch. Diese Armen kämpfen hart um tägliche Brot — viel mehr wirft der schlechte Boden nicht ab — und die Erinnerung an bessere Tage verflücht ihnen das Leben sicher nicht.

In diesem Kampf sind die Kursmakler die erbittertsten Gegner der kleinen Fondsgagenten, die Puschmakler genannt werden, weil sie nach der Meinung ihrer hochmüthigen Feinde in Gebiete hineinpuschen, die nur Privilegirten zugänglich sein sollten. Seit Jahr und Tag suchen die Vereideten, denen schon das Vorrecht der ersten Kursnotirung eine stattliche Einnahme sichert, den Konkurrenten das Leben so schwer wie möglich zu machen. Und je mehr unter der Einwirkung des großkapitalistischen Börsengesetzes die Zahl der freien Makler wuchs, um so heftiger wurde die Fehde. Der Egoismus der Vereideten sehnt sich nach Zunftschranken und möchte am Liebsten die ganze Vermittlerthätigkeit auf dem Kassamarkt monopolisiren. Die Herren sehen zwar ein, daß man ihnen solche Vorrechte nicht einräumen kann, ohne die Grundlagen der Berliner Fondsbörse umzustößen, aber sie erfinden immer neue Chicanen gegen die lästigen Profit-schmälerer. Vängst ist unter diesen Kriegslisten eine besonders beliebt. Der Vereidete weigert sich, dem Agenten Aufträge direkt abzunehmen, deren Ausführung

ihm auf dem Wege der Kompensirung nicht möglich war, und zwingt den Kleinen dadurch, die Ordre dem Auftrager zurückzugeben. Der Bankier — so rechnen die Privilegirten —, der plötzlich, kurz vor der Kursfeststellung, eine ganze Reihe unerledigter Aufträge zurückbekommt und sie nun schnell an die verschiedenen, weit von einander sitzenden Kursmakler weitergeben muß, wird dieser Umständlichkeit müde werden und sich entschließen, das nächste Mal sich lieber gleich an die Vereideten zu wenden. Daß die Kleinen durch solche Tracasserien, die erst neulich wieder angewandt wurden, erbittert sind, ist leicht begreiflich. Und das Börsengesetz begünstigt die zünftlerischen Wünsche der Kursmakler. Zwar hat es ihnen einen Theil ihrer Vorrechte genommen. Schon 1869 war im Einführungsgezet zum deutschen Handelsgesetzbuch gesagt, die Kursmakler hätten nicht das Privileg, Börsengeschäfte zu vermitteln; ganz klar aber war ihre Rechtsstellung nicht und sie dünkten sich noch immer Vermittler besonderer Art. Nach dem Börsengesetz sind sie Handelsagenten, im Sinn des neuen Handelsgesetzbuches, haben aber in der Maklerkammer eine besondere Vertretung und sind unmittelbarer als vorher den Staatsbehörden unterstellt. Seitdem ist ihnen der Kamm noch mehr geschwollen; und der Staatskommissar der berliner Börse scheint sie in ihrem Wahn zu bestärken. Herr Geheimrath Hempfenmacher, der in der Burgstraße die Staatshoheit repräsentirt, hat sich mit den verschiedenen Börsenmächten, die ihm, als er sein Amt antrat, feindlich gesinnt waren, geschickt und taktvoll abzufinden gewußt. Daß er in der Maklerfrage nicht die selbe Geschicklichkeit zeigte, ist allenfalls zu entschuldigen; er kannte die Gewohnheiten und Chancen der Börse nicht und suchte natürlich Anschluß an Persönlichkeiten, die ihn die schwierige Börsentechnik kennen lehren konnten. Am Meisten schienen dazu die Vereideten Makler geeignet, die dem Beamten ja näher stehen als andere Börsenbesucher. Der Reuling konnte nicht wissen, daß die amtlichen durchaus nicht immer die ehrlichen Makler sind, für die sie von harmlosen Leuten gehalten werden. Seit der Staatskommissar ihnen seine Gunst zugewandt hat, ist in den Herren der Ehrgeiz erwacht; sie möchten auch äußerlich eine besondere Gölbe bilden und dem Machtbereich der Börsenbehörden möglichst entrückt sein. Nach der von ihnen entworfenen neuen Maklerordnung wären sie nicht nur der Disziplinargewalt und dem Ehrengericht des Börsenvorstandes entzogen, sondern hätten auch das — jetzt den Börsenorganen zugewiesene — Recht, die Kurse endgiltig festzustellen. Käme es zu solchem Gesetz, dann hätten wir die verkehrte Welt und die Diener würden Tyrannen. Die wirthschaftliche Entwicklung drängt ja dahin, die Vereideten Makler auf die rechnerische Kursfeststellung zu beschränken, die, statt von selbständigen Kaufleuten, sicher eben so gut von ausreichend bezahlten Beamten besorgt werden könnte. Eine solche Einrichtung ist längst angeregt worden. Die Vereideten nehmen zusammen jährlich wohl ein paar Millionen Mark ein; der Gebanke könnte auftauchen, diese Summe in die Staatskasse fließen zu lassen, davon staatlich angestellte Makler zu besolden und den Rest zu einer Reduktion der Börsensteuer zu benutzen. Wenn die Vereideten mit dieser Möglichkeit rechnen lernen, werden sie sich vielleicht zu der Einsicht bequemen, daß es außer ihnen noch andere Menschen giebt, die das Recht haben, vom Ertrag des Börsenhandels ihr Leben zu fristen.

Blutus.